

Abonnements-Bedingungen:
Abonnementspreis für den Monat 1,10 M.,
für den halbjährlichen 5,50 M.,
für den jährlichen 10,50 M.

Vorwärts

Die Inertions-Gebühr
Beträgt für die sechsgehaltene Anzeigengruppe
oder deren Raum 60 Pf., für
politische und gewerkschaftliche
Anzeigen 30 Pf.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moriaplatz, Nr. 1983.

Montag, den 6. Juli 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moriaplatz, Nr. 1984.

Hoch der Pogrom!

Mögen diese Kundgebungen auch zunächst mit
Ausführungen verbunden sein, die unter dem
Gesichtspunkte der öffentlichen Ordnung nicht geduldet
und geahndet werden können, so begrüßen wir sie
doch andererseits als ein erfreuliches
Symptom.

Deutsche Tageszeitung, 1. Juli 1914.

Als sich die Nachricht von der Ermordung des Thron-
folgerpaars in Bosnien verbreitete, tobte sich kroatisches
Gefindel, aufgestachelt durch Vertreter der berüchtigten Frank-
furter Partei, in wahren Pogromen gegen die unschuldige serbische
Bevölkerung aus. In Sarajevo selbst, in Mostar, Travnik,
Zibinja und anderen bosnischen Städten wurde das Leben
der Serben bedroht, ihr Eigentum zerstört, und angefangen
verwüstender und plündernder Vandalen stand die Polizei
freundlich lächelnd mit Gewehr bei Fuß, denn immer, wenn
die Wachmannschaften einspreizen wollten, stimmten die Ban-
dalen die Nationalhymne an oder brachten ein Hoch nach dem
andern auf den Kaiser aus. Wehe der Polizei, die sich solch
„patriotischen“ Zerstückelwerk hindernd in den Weg zu
stellen wagte! Erst als das Standrecht über Sarajevo ver-
hängt wurde, trat Ruhe in der Stadt ein, von deren Aus-
sehen nach den Kundgebungen ein Berichterstatter eines öster-
reichischen bürgerlichen Blattes folgende Schilderung ent-
wirft:

Bei der Wagenfahrt in das Innere der Stadt empfängt man
einen grauenhaften Anblick. Die Wagenräder trischen über
Wasserschalen, die oft hoch auf der Straße liegen. Man passiert
auch bis wagtig Häuser hintereinander, die von der wütenden
Bevölkerung nahezu klemmiert wurden. Da ragen buchstäblich
nur noch Mauern in die Luft, während das ganze
Innere zerstört ist. Hier liegt das ganze
Warenlager eines Geschäfts zertrümmert und
zertrümmert auf der Straße, dort patrouilliert vor
einem serbischen Warenhaus, dessen eiserne Rolltüren herabge-
lassen sind, Polizei auf und ab. Würde man nicht von dem
mohammedanischen Richter erfahren haben, was geschehen ist,
so müßte man an ein Erdbeben denken, das die Verwüstungen
angerichtet hat. Nach den Berichten von Augenzeugen waren die
getragenen Szenen der Ausflucht des Volksführers, der sich von
Minute zu Minute bis zur Kaiserin steigerte. Um 11 Uhr
rottete sich zuerst eine Schaar junger kroatischer und muslimanischer
Schüler zusammen, und man hörte, ihnen entgegenzutreten,
weil sie unter Abjuring der Volkshymne ein-
herzogen. Bevor aber die Polizei, die in Sarajevo numerisch
sehr schwach ist, die Situation überblickt hatte, zogen schon moham-
medanische Männer und Burken zu Hunderten aus dem türki-
schen Teile herab. Sie schloßen sich den Schülern an und nun
begann ein Sturmzug durch die Stadt. Wo man einen
Serben sah, wo irgend ein Schild eines serbischen Kaufmanns
verriet, begann zuerst ein Steinhaufen und dann ein Sturm auf
den Laden. Fenster und Türen wurden eingeschlagen und durch
die eingeschlagenen Schusslöcher, durch die Türen und Wohnungsfen-
ster flogen die Einschlagungsgegenstände und Waren auf die
Straße. Hier liegen Massen von Wäsche zerlegt auf der
Straße, dort sieht man verworfene Ledersachen oder
Lebensmittel, und eine schauerliche Anblick bietet ein Sarg-
geschäft, das direkt in Trümmer gelegt wurde,
während die Särge zerbeult und zerstückelt
auf der Straße liegen. Im Laufe der zwei Tage wurden
auch zahlreiche Personen verletzt.

Offen und ehrlich, wie sie nun einmal ist, erblickt die
„Deutsche Tageszeitung“ in diesen Schreckensszenen ein
erfreuliches Symptom!

Wenn die Bestie in Menschen entsoffelt ist, wenn losge-
lassener Böbel plündert und zertrümmert, wenn eine ganze
Stadt von der Katastrophe über Bord mitgenommen wird, wie
durch die Wirkungen eines Erdbebens, so ist das für das Volk
des organisierten agrarischen Eigentums ein erfreuliches Sym-
ptom — vorausgesetzt, daß dieser Böbel eine „nationale“ Habne
mit sich schleppt und diese Horden ihr Zerstückelwerk mit
Kaiserhoch begleiten. Es gibt schier kein schöneres Schauspiel
für die jungen Leute des Herrn Dr. Dertel, und die exklusiven
Herrenmenschen an der Spitze der Landwirtschaftsbünder
fühlen sich mit einem Schlage den Elementen aus den dunklen
Tiefen der Gesellschaft befeindeter. Du sprichst mit den
Häupten die Sprache des brutalen Gewalt? Du zerstückelst in
diebstahlgelüstem dem politischen Gegner Eigentum und Heim?
Bravo! Komm her, schnapstduftendes Bruderherz, an
Dertels breite, gerinnische Brust! Zwei Seelen und ein
Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!

In der Tat ist, während der Sozialismus unverdrossen
an der Zivilisierung der menschlichen Natur arbeitet, das
A und O im politischen Kataklysmus des Junkertums die
nahe, rohe, brutale Gewalt. Von der steigenden Macht einer
Nötte haben diese Anbete einer skrupellosen Interessenspolitik
niemals etwas wissen wollen, desto mehr von der durchschlagenden
Wirkung eines Drücklegels. Wenn irgendwo in der
Welt sich etwas Neues erhebt, was der Profitgier unserer
Nötte bedrohlich zu sein scheint, sofort wird die Lösung
ausgegeben: Immer feste druff mit den Häupten, mit dem
Anittel mit der Plebe! Man erinnert sich, wie Bis-
marck anno 1898 eine „hinterkommliche Bende“ aufwarf,
mit „seinen“ Bauern nach Berlin marschieren und dort die
Nationalversammlung mit den Mistgabeln auseinanderpre-

gen wollte, und in seinen Lebenserinnerungen erzählt der
bekannte „Kreuzzeitungs“-Redakteur Wagner mit bos-
hafter Freude von der Schreckensherrschaft, die damals die
rohesten und zurückgebliebensten Schichten des Danziger
Proletariats in ihrem „Patriotismus“ über die liberalen
Elemente ausübten: „Wie lebhaft damals in den unteren
Klassen der Bevölkerung der preussische Patriotismus noch
war, das erhärteten namentlich die Danziger Sadträger,
welche dem grassierenden deutschen Schwindel ein unüber-
windliches Veto entgegenstellten, so daß dort die demokratischen
Versammlungen mit Polizei und Militär geschützt werden
mußten und daß selbst das Anlegen der deutschen Korfarte erst
dann gestattet wurde, als das Militär dieselbe auf Befehl
Sr. Majestät des Königs neben der preussischen anlegte.“
Und in eben demselben Jahre wütete unter freudiger Zustim-
mung des Junkertums in der Provinz Posen ein wildes deut-
sches Gefindel, die sogenannten Negebrüder, mit barbarischen
Grausamkeiten gegen die polnische Bevölkerung. Wer dazu
nimmt, wie die Agrarier in Ostelbien noch in unseren Tagen
gegen sozialdemokratische Agitatoren die brutale Gewalt auf-
brachten und die Hunde gegen sie heben und wie auch Wander-
rednern der liberalen Parteien gelegentlich mit den derben
Bauernhäuten „gedroht“ wird und nicht nur gedroht wird, der
findet die zarte Reizung, die die Junkerpresse allezeit für
den Führer der schwarzen Vandalen und Leiter der Pogrome
in Russland, Burischewitsch, legte, ebenso begreiflich
wie ihr freudiges Erstaunen über die „patriotischen“ Be-
stialitäten in Bosnien. Ein Gedanke wäre es
zu schön, ihn zu Ende zu denken, wenn auch
durch die Straßen Berlins einmal „patriotisch“ jonati-
sierte Haufen zögen und unter Hochrufen auf Dertel und
Henderson das Gewerkschaftsbau, zerstörten und unter
den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz“ das Gebäude
des verhassten „Vorwärts“ demolierten.

Aber leider ist in Deutschland die wirtschaftliche und
politische Entwicklung schon zu weit vorgeschritten, als daß
sich Massen vom „patriotischen“ Schnaps heranziehen ließen
und ihre Häufte in den Dienst der konterrevolutionären Junker
und agrarischen Schnapshöhne stellten. So getrübt man
sich in der Erwartung des Tages, an dem die Maschinen-
abwehre durch die Straßen heulen, denn wenn sich unter
ihren Kugeln die Leichenhaufen türmen, so kommt das ja im
Endeffekt auf einen besseren Pogrom hinaus. Aber um nach
Bismarcks Rezept die sozialdemokratische Frage als eine
militärische Frage zu lösen, auf dem Wege eines kroatischen
Pogroms, müßte man die Massen erst vor dem Lauf der
Maidingewehre haben. Sie dahin zu locken, ist das schwere
Problem, und darum rief der Junker v. Henderson den
sozialdemokratischen Abgeordneten im Dreiklassenparlament
in einer Art Verzweiflung zu: „Meine Herren, machen Sie
doch einmal Ernst mit Ihrer Revolution!“

Worauf, ungerührt durch die Bankrottstimmung des
junkerlichen Bankrottopolitikers, die Massen höhnvoll ant-
worteten: „Das könnte Ihnen so passen!“

Unabhängig?

Es gibt Leute, die glauben den Vorwurf der Klassenjustiz schon
entkräftet zu haben, wenn sie auf die Unabhängigkeit der Richter
hinweisen. Der Richter wird auf Lebenszeit angeheilt, er ist also
unabhängig nach oben wie nach unten. Glücklich, wer sich dabei
beruhigen kann und, von den sozialen Abhängigkeiten ganz ab-
gesehen, nichts davon weiß, wie die Justizbehörde auch dem un-
absehbaren Richter unter Umständen ihr Rißbegehren über seine
Rechtsprechung zu Gemüte zu führen imstande ist.

Doch wie steht's denn eigentlich mit der Unabhängigkeit?
Eine kurze Notiz in der letzten Nummer der „Deutschen Juristen-
Zeitung“ gibt Veranlassung, diese Frage wieder einmal aufzu-
werfen. Dort wird mitgeteilt, daß in Preußen im Jahre 1913
23 Gerichtsassessoren der Kai zum Austritt aus dem Justizdienst
erteilt worden ist. 23 Juristen, die im Staatsexamen die Be-
fähigung zum Richterdienste erworben hatten — einer von ihnen
sogar mit dem Prädikat gut — wurde ohne ein irgendwie ge-
ordnetes Verfahren der Stuhl vor die Türe gesetzt mit der Be-
gründung, daß sie sich zum Richterdienste nicht eigneten. Warum
sie sich nicht eigneten, das brauchte ihnen nicht gesagt zu werden.

Die Behörde ist jeden Tag in der Lage, Assessoren die ihr nicht
passen, aus dem Justizdienst hinaus zu komplementieren. Das
bedeutet, daß über den Assessoren fortgesetzt ein Damoklesschwert
hängt. Sie haben viel Geld für ihre Studien und ihre Vor-
bereitung aufgewandt; sie stehen im Alter von 30 bis 40 Jahren;
sie sind womöglich verheiratet, haben Familie und müssen in der
Gorge leben, von heute auf morgen aus ihrer Karriere gerissen
zu werden, ohne daß sie einen Anspruch auf Pension hätten.

Daß Beamte in dieser Lage alles tun werden, um ihre vor-
gelegte Behörde zufriedenzustellen, ist klar und menschlich durchaus
verständlich, und sie werden sich nicht nur Mühe geben, sich alle
Kenntnisse und Fähigkeiten eines guten Juristen anzueignen, sondern
sie werden auch bestrebt sein, sowohl bei der Prozeßführung wie
bei der Urteilsfällung den ausgesprochenen oder nicht ausges-
prochenen Intentionen derer zu folgen, die ihnen gefährlich werden
können.

Ein ungenannter Berliner Landgerichtsdirektor erzählt in der
„Vossischen Zeitung“, daß an einem Berliner Gericht jüngst ein

Affessor wegen Befangenheit abgelehnt worden ist, mit der Be-
gründung, er habe in einem Privatgespräch geäußert, es falle ihm
gar nicht ein, in den Sitzungen von seinem richterlichen Frage-
recht Gebrauch zu machen; da würde er beim Vorfindenden schon
ankommen und wohl schon am nächsten Tage den blauen Brief in
Händen haben. Der ungenannte Landgerichtsdirektor meint, es sei
bisher kein Fall bekanntgeworden, wo die Justizbehörde anders
als nach sorgfamer Prüfung und aus anderen als rein sachlichen
Gründen die Streichung eines Assessors verfügt hätte. Das ist
möglich, und wir sind nicht in der Lage, das Gegenteil zu beweisen,
aber selbst der Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“ wirft die
Frage auf, ob es denn irgendwelche Garantien gebe, daß es
immer so bleibe. In unruhigen politischen Zeiten könne die Mög-
lichkeit der Entlassung zu einer bedenklichen Waffe in den Händen
der Behörde werden.

Man braucht gar nicht einmal an zukünftige Eventualitäten
zu denken. Die einfache Tatsache, daß sie ohne Angabe von Grün-
den Annull und Fall beseitigt werden können, lähmt die Bewegungs-
freiheit der Assessoren heute schon auf allen Gebieten, und sie wer-
den sich hüten, dort, wo sie als Hilfsrichter fungieren, eine Auf-
fassung zu vertreten, von der sie mit Recht oder mit Unrecht befürch-
ten, daß sie „oben“ unangenehm berühren könnte. Das aber heißt
nicht anderes, als daß bei mehr als dem dritten Teil der an Amts-
gerichten und Landgerichten tätigen Richter — denn so groß ist der
Prozentsatz der als Richter verwendeten Assessoren — von Un-
abhängigkeit keine Rede sein kann und daß ihnen
gegenüber das Mißtrauen der Arbeiterschaft doppelt und dreifach
an Platze ist.

Es gibt in der preussischen Geschichte ja ein sehr eklatantes
Beispiel von der Verwendbarkeit der Hilfsrichter zur Erzielung
eines Urteils nach dem Herzen der Reaktionäre. Ein Beispiel, das
gerade jetzt von besonderem Interesse ist, da es sich bei ihm um die
Frage der parlamentarischen Kamunität handelt. Der fortgeschrittliche Abgeordnete Twesten hatte im Jahre 1896
im Preussischen Landtag die preussische Justiz kritisiert. „Die
Reiter“, so rief er aus, „in denen man jagte, es gibt Richter in
Berlin, in denen man mit Stolz vom Auslande her mit besonderer
Hochachtung auf das Berliner Kammergericht wies, die Zeiten sind
gientlich lange her.“ Da Twesten selbst Richter war, hatte die Be-
hörde den dringenden Wunsch, ihn zu packen. Der Artikel 84 der
Verfassung, nach der die Abgeordneten für die in der Kammer
ausgesprochenen Meinungen nur auf Grund der Geschäftsordnung
zur Rechenschaft gezogen werden können, schien im Wege zu stehen,
aber das Preussische Obertribunal, dessen zuständiger Senat zuvor
mit vier Hilfsrichtern besetzt worden war, entschied,
daß die Worte Twestens nicht als Meinungen im Sinne des Ver-
fassungsaufsatzes angesehen werden könnten.

Dieses Urteil hat damals bis weit in die Archive von rechts-
stehenden Politikern Aufsehen und Empörung erregt. Die „Preussische
Zeitung“ veröffentlichte eine Zuschrift aus Kurbessen, in
der ein paar Tage nach der Schluß von Königgrätz erklärt wurde,
daß dem Ansehen Preußens durch den Spruch des Obertribunals
eine größere Wunde geschlagen sei, als durch ein verloren ge-
gangenes Treffen, und noch nach dreizehn Jahren konnte der be-
kante Jurist Gneist im Reichstag feststellen, daß ohne den Prozeß
Twesten Hunderte von Paragraphen unserer Justizgesetze und
selbst unserer Verfassungsurkunde der Nachwelt schwer verständ-
lich seien.

Das war eine Zeit, in der auch dem Bürgertum die Unab-
hängigkeit der Richter noch mehr bedeutete als eine schöne Phrase.
Heute würde ein Urteil wie das, das die Hilfsrichter gegen Twesten
zustande gebracht hatten, außerhalb der Sozialdemokratie wohl
kaum noch Erregung auslösen.

Aetsch, ätsch, angeführt!

Die Norddeutsche Allgemeine! Gott erhalte sie! Wie
sagte doch der alte ehrliche Hammerstein von ihr? Es ist leicht
die Allgemeine zu sein, wenn man die Gemeine ist für alle.
Scharfsinnig hat sie herausbekommen, daß der Ausgang
des Luxemburg-Prozesses für die Sozialdemokratie nicht, wie
die „Vossische Zeitung“ schreibt, ein Triumph, sondern eine
Enttäuschung gewesen sei. Das hätte der Sozialdemokratie
so passen können, wenn sie vor Gericht eines der beliebten
Spektakelstücke gegen unser glorreiches Kriegsbeer hätte auf-
führen dürfen! In der Tat, so ist es. Der Herr Kriegs-
minister, der ja auch nicht aus Dummheit ist, hat mit
seiner Klage die Sozialdemokratie nur anföhren wollen. Er
wollte ihr den Mund wässrig machen auf einen großen Sen-
sationsprozeß gegen die Soldatensöhner, um im selben
Augenblick, wo der Vorhang aufgehen sollte und die Zu-
schauer schon vor Neugierde mit den Stühlen rüdten,
plötzlich den großen eisernen Vorhang herunterzulassen mit
dem schadenfrohen Befehl: ätsch, ätsch, angeführt! Ihr
könnt alle wieder nach Hause gehen! Die Vorstellung ist
polizeilich wegen — Feuersgefahr verboten!

So ging's der Sozialdemokratie schon einmal. Die
Schandbuben — es war vor 4 Jahren bei den großen Strafen-
demonstrationen für die preussische Wahlreform in Berlin,
oder war es bei den Moabiter Polizeikrawallen? — hatten
behauptet, unter die Volksmassen hätte die Polizei Vorkipfel
gemischt, die die Massen aufheben sollten und die dann, wenn
die „Schußleute“ mit ihren Säbeln und Gummiknüppeln
in die waffenlose Menge einhieben, mit dem Zaubervort:

„Gaff, Kollege!“ für sich selber eine prügelfreie Gasse bahnten. Sei, wie wunter ging da der treffliche Jagow gegen die sozialdemokratische Presse vor! Nicht nur der „Vorwärts“, nicht nur die „Leipziger Volkszeitung“, ein halbes Duzend anderer roter Blätter wurden ebenfalls unter Anklage gestellt. Alle Welt war gespannt. Die sozialdemokratische Presse feigte schon und erklärte, das könnte für Herrn Jagow eine böse Suppe werden. Die Bande freute sich direkt auf den Prozeß! Aber ist die Staatsgewalt dazu da, den roten Umstürzern eine Freude zu machen? Sobald der treffliche Jagow merkte, daß die Sozialdemokraten schon die Hemdsärmel aufkrembelten und nur auf den Augenblick warteten, wo es losgehen sollte, da erklärte Herr Jagow: äh, äh, angeführt! Das würde euch wohl so passen, ein solcher Prozeß! Aber daraus wird nichts! Ein paar mal noch ließ er die Verjährungsfrist durch gerichtliche Vernehmungen unterbrechen, und dann ließ er den Prozeß einfach einschlafen. Ja, wir sind klug und weise, und uns betrügt man nicht! —

Von einem ähnlichen Kaliber, wie die Äußerungen der Norddeutschen Allgemeinen, sind, wie aus unserer gestrigen Blätterserie im bürgerlichen Blätterwald zu ersehen war, die Äußerungen der konservativen Zeitungen. Sie sind für uns sehr wertvoll, denn sie beweisen vor aller Öffentlichkeit, daß die konservative Presse sich als Beschützer der Lumpen und verkommenen Elemente in unserem glorreichen Kriegsbeere betrachtet, nämlich der systematischen Soldatenschilder, deren Existenz der Kriegsminister im Reichstage selber zugegeben hat. Wenn es wirklich wahr wäre, was konservative Reichstagsabgeordnete zuweilen behaupten, daß auch die konservative Partei ein Feind der Soldatenschilderei sei, warum dann das Verlangen in der konservativen Presse, durch eine Reform der Strafprozessordnung die Rechte der Verteidigung abzudrosseln? Daraus spricht doch nur die Angst vor der Wahrheit. Die Dirnenrolle freilich, die die „Streu-Zeitung“ der preussischen Justiz zuweist, entspricht völlig den Anschauungen der in Preußen maßgebenden Junker. Als es Friedrich Wilhelm IV. einmal passierte, daß in einem politischen Prozesse, wo er strenge Verurteilung wünschte, der Richter — es war der alte Groblmann — trotzdem zu einer Freisprechung kam, tobte er: ich brauche Richter, die verurteilen, wenn ich es wünsche. Natürlich! Madame Justitia ist ja ein Frauenzimmer und hat nach Junkeransicht ein bißchen Vergewaltigung ganz gerne.

Die liberale Presse? Du lieber Himmel! Die „Kölnische Zeitung“ unterläßt in ihrem Verhandlungsbericht beim Antrag des Staatsanwalts auf Vertagung zweimal die Tatsache, daß der Kriegsminister den Prozeß vor die Kriegsgerichte schleppen will, also just die Hauptsache! Und nur aus der Schlussklärung der Verteidigung erfahren die Leser dieses „Weltblattes“, welche Rolle der Kriegsminister in diesem Prozesse gespielt hat!

Sollen wir noch ein Wort über die erbärmliche Haltung des „Berliner Tageblattes“ sagen? Sonntag früh hat es sich endlich zu einem politischen Kommentar über den Luxemburg-Prozeß aufgerafft. Er beträgt ausgerechnet 15 Zeilen und wendet sich gegen die „Nordd. Allgem. Zig.“ Die persönliche Antipathie, die das „radikale“ Blatt gegen die Genossin Luxemburg empfindet, hat ihm den Mund verschlossen. Ja, wenn der Genosse Heine, oder Edmund Fischer, oder Quessel mal ein literarisches Bedürfnis in den „Sozialistischen Monatsheften“ verrichten, sofort ist Theodor Wolf mit seinem Papier zur Stelle und schreibt einen Leitartikel gegen die Sozialdemokratie! Aber hier? — Ne!

Diese Haltung seit der gesamten bürgerlichen Presse zum Soldatenschilder-Prozeß ist vielleicht noch charakteristischer als die Rolle des Kriegsministers. Sie beweist, daß der Kampf gegen die Militärmishandlungen vom Bürgertum preisgegeben ist und allein von der Sozialdemokratie geführt wird. Die Bourgeoisie weiß, daß ihre Söhne nicht Objekte, sondern Subjekte — und noch dazu: was für welche! — der Soldatenschildereien sind! Nur das Proletariat hat unter diesem System zu leiden. Für das Proletariat aber einzutreten hat die Bourgeoisie schon lange der Sozialdemokratie überlassen. So ist der Kampf gegen die Militärmishandlungen nur ein

Stück unseres allgemeinen Klassenkampfes geworden, an dem sich wohl noch der eine oder der andere Ideologe und Menschenfreund aus dem bürgerlichen Lager beteiligen mag, die Bourgeoisie als Klasse aber harthörig und mit abgewandtem Rücken vorübergeht. Das einzige Interesse, das man diesen Militärmishandlungen noch entgegenbringt, ist, daß sie so wenig wie möglich Geräusch machen. Man redet alle Jahre einmal im Reichstage ein bißchen drumherum, und dann hat die liebe Seele wieder Ruh. Ein ernsthafter Kampf aber? Da ließe man Gefahr, zuweilen in hohe Regionen greifen zu müssen. Welche Scherereien hatte man damals mit dem Prinzen Ardenberg! Weil er ein zu großer Soldatenhändler war, hatte man ihn in die Kolonien abgeschoben, und da betrieb er es nur noch toller, drehte mit dem Adestock den Negern die Augen aus usw. usw. Damals gab es eine wahre Klaviatur von Urteilen und Begnadigungen: Tod, Zuchthaus, Gefängnis mit Damenbedienung, Irrenanstalt, „Maison de santé“, Freiheit. Jetzt sitzt er in Südamerika, wie neulich berichtet wurde, und freut sich seines Lebens, auf daß erfüllt würde das Wort, so da geschrieben steht:

Dem man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen.

Politische Uebersicht.

Das wackere Zentrum.

Der Geistliche Rat Wacker hat sich, wie wir bereits mitteilten, löblich unterworfen. Wie man nun erfährt, ist den Kongregationen des Bistums vom Ordinariat der ober-rheinischen Kirchenprovinz die amtliche Mitteilung zugegangen, daß Wacker seine Druckschrift „Zentrum und kirchliche Autorität“ aus freien Stücken und voll tiefer Reue verabschiedet, verworfen, widerrufen und verdammt, daß er wegen des verursachten Kergernisses zu den Füßen des Heiligen Vaters niederkniefend von der Gnade Seiner Heiligkeit Verzeihung ersehe, und daß er seine Druckschrift aus dem Buchhandel und aus jeglicher Art der Verbreitung zurückziehe.

Der Geistliche Rat ist nicht der erste Katholik, der in Furchung vor dem Heiligen Vater niederkniefend seine eigene Ansicht feierlich preisgibt. Aber Herr Wacker ist nicht nur Priester, sondern er ist auch einer der hervorragendsten Führer der Zentrumspartei, und die Irrtümer, denen er abschwört, sind die Grundlagen, die diese Partei ihrer Politik durch die bekannte Proklamation ihres Reichsausschusses gegeben hat. Das Zentrum erklärt, daß die Katholiken sich in einer Partei organisieren dürften, die es nicht nötig habe, sich nach den Weisungen der Kirche zu richten, aber die Druckschrift eines ihrer Führer, in der diese Auffassung niedergelegt ist, wird vom Papst verdammt, und der politische Vorkämpfer sieht sich genötigt, sein Haupt demütig unter den Willen des Heiligen Vaters zu beugen.

Will das Zentrum unter diesen Umständen immer noch an der Lüge seiner Unabhängigkeit von Rom festhalten, und wird Herr Wacker am Ende gar seine politische Rolle in der Partei weiter spielen können, deren Grundzüge er in demütigster Unterwerfung unter den Willen des Papstes als verwerflich und verabscheuenswürdig gebrandmarkt hat?

Zuhmanns Entwicklung.

Mit einer Rücksichtslosigkeit, die vielleicht bis zu einem gewissen Grade damit erklärt werden kann, daß das Geld ohnehin bald zu Ende ist und die deshalb ein wenig nach dem Mut der Verzweiflung schmeckt, setzt der „Deutsche Kurier“ seine Kampagne gegen die Altnationalliberalen im allgemeinen und gegen Herrn Zuhmann im besonderen fort. Der unliebsamen Erinnerung an seine Wählreden aus dem Jahre 1907, in denen der heutige Sammlungspostel und Sozialistenhater für eine liberal-sozialdemokratische Verständigung ausgesprochen und das Zentrum als den schlimmsten Feind bezeichnete, hat der altliberale Führer durch den

Hinweis auf die Unerfahrenheit seiner 35 Jahre ihre Stachelt nehmen wollen. Aber das Blatt, das ein so lebhaftes Interesse für seine Person an den Tag legt, ist wohl gerüht und veröffentlicht jetzt Stellen aus Reden, die der inzwischen doch um fünf Jahre älter Gewordene als Reichstagskandidat vor der Wahl von 1912 hielt:

Nach ich, so rief er am 16. Oktober 1912 im Ständesaal Kreise aus, sehe jetzt keine Möglichkeit, zu besseren Zuständen zu gelangen, ehe nicht Zentrum und Konservative niedergebungen sind. Die Konservativen hoffen, daß der Staatsbürger es fast ist, zwei Jahre von der Reichsfinanzreform zu hören und daß sich die Bürger vor den Sozialdemokraten fürchten werden. Sie werden sich bezüglich der Reichsfinanzreform irren, und die Staatsbürger werden die Sozialdemokraten so wenig fürchten wie ich. Warum hat sich der Sturm gegen den schwarzblauen Bloß erhoben? Weil man in den Konservativen die Vertreter des Kapengeistes sieht und vom Zentrum die Einengung unserer geistigen Freiheit fürchtet.

Am 3. Januar 1912:

Ich denke nicht daran, von der liberalen Grundforderung abzugehen, daß ich die Rechte der Volksvertretung erweitert sehen möchte.

Am 4. Januar 1912:

Wenn Herr Weims nicht an seinen Ernst glaube, gegen Ausnahmgesehe zu stimmen, so müßte er betonen, daß man einsehen habe, daß das Sozialistengesetz ein unauflösliches Kampfmittel war, deshalb erklärte er sich heute dagegen.

Zu dem achten und unverfälschten altnationalliberalen Scharfmacherglauben hat sich Herr Zuhmann also erst durchgerungen, nachdem er trotz seiner liberalen Zusicherungen die Stimmen der Sozialdemokraten 1912 nicht erhalten hatte. Um so mehr sieht er sich natürlich veranlaßt, den Konservativen mit allen Mitteln den Glauben an den Ernst seiner verhältnismäßig neuen Ueberzeugungen beizubringen. Er will ihre Scharfmacherei möglichst noch übertrumpfen und benutzt deshalb auch das Attentat von Serajewo, um für die Sammlung gegen die „Sozialrevolutionäre“ Stimmung zu machen. Es sei kein Zufall, meint er in der „Altnationalliberalen Reichskorrespondenz“, daß die Bomben und Waffen der Nordbuben sich gerade gegen einen Fürsten gerichtet hätten, der entschlossen war, das Reich, wenn es sein mußte, auch gegen den Willen der Massen zu einer weißschauenden äußeren Politik zu führen. Die Sozialrevolutionäre aller Arten und Völker hätten das Selbstbestimmungsrecht der Massen so lange gepredigt, daß die Tat am letzten Ende verständlich wäre als eine Wilsfolge jener politischen Entwicklung, die den Autoritätsgedanken aufs schwerste erschüttert habe.

Das ist deutlich, so deutlich, daß die „Deutsche Tageszeitung“ fürchtet, ihre nationale und lokale Gesinnung könne gegenüber der des Nationalliberalen verblasen, wenn sie nicht ebenfalls wieder die Wahrheit verweigert und der Sozialdemokratie „ein vollgerichtetes Maß von Mitschuld“ an der Ermordung des österreichischen Thronfolgers zuspricht. Im Kampfe gegen die Sozialdemokratie einen Mut zur Lüge zu beweisen, der selbst die Patrioten auf der äußersten Rechten bekümmert — mehr läßt sich von einem Nationalliberalen wahrhaftig nicht verlangen.

Zwei „minderschwere Fälle“.

Zwei Unteroffiziere hatten sich dieser Tage vor dem Königberger Kriegsgericht wegen Soldatenmishandlung zu verantworten. Am 2. April hatte der Unteroffizier Kranich von der 2. Kompanie des 1. Pionierbataillons dem Pionier Zimmermann einige Ohrfeigen gegeben und ihn dann vor die Brust gestoßen, daß er mit dem Kopf gegen die Wand slog und sich eine Verletzung des Hinterkopfes und des Trommelfells zuzog. Der Unteroffizier behauptete, er hätte den Soldaten „nur an der Nase angefaßt“. Urteil: Drei Wochen Mittelarrest, weil es sich um einen minderschweren Fall handelte.

Der Unteroffizier Faltus ließ einen Tornister dreimal gegen den Kopf des Russetiers Sabage. Dieser erlitt eine Verletzung an der Stirn und war vier Tage verkränkt. Urteil: 10 Tage Mittelarrest, weil auch hier ein minderschwerer Fall vorliegen soll.

Die überlegene Kultur des deutschen Studententums.

Die sich gegen alle Autorität auflehrende Frechheit der sozialdemokratisch verfaßten Arbeitermassen wackert unter dem Einfluß einer zügellosen Agitation, die es ganz offen auf den Umsturz der bestehenden Rechts- und Staatsordnung angelegt hat, immer weitere und immer bedenklichere Fortschritte. Ein treffliches Beispiel für diese nicht zu leugnende Tatsache lieferte dieser Tage eine süddeutsche Stadt. Dort traf lange nach Mitternacht ein Polizeibeamter auf eine Kette von rund zwanzig Proletariaten, die anscheinend trotz des Leipziger Schnapsabnahmvertrages süßen Futels voll waren und, wahrhaftig, um die „fatten Bourgeois“ aus dem Schlaf der Faulenzer“ aufzukücheln, durch weiße Brillen und Schlägen an die Fensterläden rufenden Lärm verübten. Als der Polizeibeamte sie zur Ruhe wies, ließ er auf offenen Widerstand und frechen Schimpf, und als er in weitgetriebener Raschheit nur den Namen eines der Stürmer feststellen wollte, gingen die rohen Patrone zum planmäßigen Angriff auf den verhassten Vertreter der Staatsautorität über, rissen ihm das Kollisch aus der Hand, zerrieten ihm Uniformrock und Hemd und schlugen ihm mit brutalen Faustschlägen ein paar Zähne ein, bis sich der Bedrängte nicht mehr zu helfen wußte und einen der Angreifer, durch einen Revolverhieb tödlich getroffen, zu Boden stieß. Nicht so! Denn den Herren Genossen, die decant, als Vorspiel einer großen Revolution, einen Kleinrieg gegen die Rechtsordnung führen zu wollen scheinen, muß mit allem Nachdruck beigebracht werden, daß der monarchische Staat seiner nicht spotten läßt!

So etwa hätte man es landauf, landab in allen reaktionären Blättern lesen können, wenn bei der wilden Raatszene in Karlsruhe wirklich Arbeiter oder gar sozialdemokratische Arbeiter in Frage gekommen wären. Aber leider handelte es sich um Studenten, die sich der oben angegebenen Vergehen schuldig machten, Studenten randalieren, Studenten schlagen dem Schutzmännchen die Zähne ein, ein Student wurde bei dem Angriff über den Haufen geschoben. Was sagt die reaktionäre Presse da? Sie hält in aller Bescheidenheit den Mund. Oder nicht doch: sie findet einen mageren Trost in der Tatsache, daß sich unter den dreizehn Studiosen, die infolge des Vorfalls verhaftet wurden, drei Russen und vier Luxemburger befinden. „Ausländer, Fremde sind es zumeist...“ und schon erhebt sich wiederum das Geschrei gegen die ungeliebten Gäste aus dem Osten, und stolz wird die Forderung aufgestellt, man müsse die Ausländer im Verkehr „die überlegene Kultur des deutschen Studententums“ fühlen lassen.

Überlegene Kultur des deutschen Studententums? Da! i n ö t l a d! Kultur und Studententum? Kein Polzeihund, kein Sherlock Holmes wird mit dem geschärftesten Scharfsinn die beiden Begriffe ineinander zu entdecken vermögen. Im großen Ganzen zerfällt die deutsche Studentenschaft, von wenigen rühmlichen Ausnahmen

zu schweigen, heute in zwei Gruppen, von denen keine in dem Maße steht, irgendwie Kulturarbeit zu leisten. Diese Scheidung in zwei Gruppen wird schon auf den Vorlesungen der Universitäten, den Gymnasien sichtbar, wenn auch nicht überall in so hervor-tretender Weise wie vor einigen Jahren auf dem Essener Gymnasium: Dort hatte ein Direktor mit seiner Nase für soziale Unterschiede in jeder Schulkasse von Tertio bis Prima die Söhne vermöglicher Eltern in eine Abteilung A, die anderen, wie es auch später im Leben einmal sein wird, in eine Abteilung B geteilt. Aber überall finden sich auf den höheren Lehranstalten Angehörige dieser beiden Abteilungen. Die einen sind die Söhne von Handwerkern, kleinen Kaufleuten, subalternen Beamten; blasse und verächtliche Jünglinge mit durchgeschwundenen Ärmeln und zu kurzen Hosen, die sich durch streberhaften Fleiß und demütige Unterwürfigkeit vor den Lehrern auszeichnen, jederzeit schon nach dem Vorwurf eines akademischen Amtes schießen, und selbst in den Alkoholfahren sich ängstlich vor jedem umgebenden Jugendstreich hüten, der ihnen diesen Vorwurf verschmerzen könnte. Die anderen sind Sprößlinge von Rittergutsbesitzern, Fabrikanten, Bankiers, Regierungspräsidenten, Oberken und Generälen; fettschneidende und siebzehnjährige Leffen, die schon auf Sekunda und Prima den künftigen Korpsstudenten herausbeihen, auf den armen Teufel von Professor mit Verachtung herabsehen, Sommerfeste feiern, in der Langstrabe glänzen und Stammgäste in einem Haus mit grünen Fensterläden sind — das monatliche Taschengeld, manchmal mehr, als eine Arbeiterfamilie im ganzen Jahr verzebrt, erlaubt's ja! Daß jene Elemente überhaupt die Universität besuchen, wird in feudalen Kreisen mit Mißfallen bemerkt — auf dem vorjährigen Hochschullehrertag noch wandte sich der konservative Professor v. Bekow gegen die Gründung neuer Universitäten: „Wenn,“ sagte er entseht, „noch neue Universitäten gegründet werden, dann werden auch die Kinder von Subalternbeamten studieren, wenn dies am Orte geschehen kann.“ Auf jeden Fall müssen sich diese Söhne armer Eltern mit Stipendien und Unterrichtsbeihilfen durch die Studienjahre hangern und erreichen mit dreißig Jahren als Oberlehrer das Ziel ihrer Wünsche oder vernechten als Ingenieure und Chemiker mit 100 Mark Monatsgehalt aber als unbeschäftigte Klerge und Rechtsanwälte das Proletariat der Intelligenz. Eine reiche Heirat ist hier manchmal der goldene Rettungsanker. Nicht erbrückt und nicht gebückt, mit reichlichem Wechsel ausgestattet, stellen die anderen auf der Universität als Träger bunter Mägen und Bänder die „Elite der Studentenschaft“ dar. Aber wehe, wenn sie losgelassen! Dann bilden sie eine Gefahr für Vaternen- und Fensterläden, für Vadenstücker und sogar, wie Bonn gezeigt hat, für öffentliche Anlagen, für Denkmäler, für Sekundarabnahme; diesen toben den Regeln kommt es auch nicht weiter darauf an, einem Ruhe gebietenden „Kollaps“ eins ins Gesicht zu schlagen. Aber das schadet weiter nichts, und wenn sie auch systematisch die Kollegs schwängen und von den Lehrgegenständen keine Ahnung haben, sie bilden nun einmal, dank ihrer „guten Aunderstube“ das Refervoir, aus dem man Regierungsdassessoren und -präsidenten, Landräte und Minister schöpft. Ihr ganzer Lebenslauf besteht dieser Sorte die Verechtigung der Verechtung, die sie schon auf

der Schule für die andere Sorte empfunden hat, wobei man es ruhig dahingestellt sein lassen kann, welche von beiden anziehender wirkt.

Denn den Studenten mit der Bügelfalte in der Hofe und denen mit den nicht stets ganz laubenden „Möhlen“ ist eines gemein: die kumpffällige Ideallösigkeit, und ohne Ideale emangelt eine gesellschaftliche Schicht, die der wahren Kultur, einem Idealismus, wie ihn verlassene studentische Generationen konnten, duldet der Klassenstout der Gegenwart nicht mehr, weil er oppositionelle Gesinnung dahinter wittert, und so tobt sich diese akademische Jugend in einem hierarchischen Kuriositätenmuseum aus, der in gebärdiger Unabdingbarkeit jede Meinung Ändernden niedertrüffel: in Strahburg ist die Verschwörung, deren Band ebendem von Träumenmorden getragen wurde, drauf und dran, denjenigen ihrer „alten Herren“ aufs Dach zu steigen, die in der Jabermer Angelnheit als Politiker vor dem Militarismus die Krone nicht stramm genug durchgedrückt haben! Es wäre nun gewiß töricht, zu behaupten, daß alle ausländischen oder nur alle russischen Studenten lebende Gejäge eines echten Idealismus seien. Es gibt auch hier fettsche und so-ne. Aber es ist sehr gegen eins zu wetten, daß die Russen, die sich an dem Karlsruher Skandal beteiligten, von Politik nicht berührte Jünglinge griecher Abkunft mit reichlichem Monatswechsel sind. Die meint die reaktionäre Presse nicht, wenn sie gegen die „fremden Gäste“ an den deutschen Universitäten heßt. Die anderen aber, die mit glühendem Eifer der Wissenschaft dienen und sich von Tee und trockenem Brot nähren, sind in der Regel die Träger eines hochgespannten Idealismus, der in der deutschen Studentenschaft längst ausgeblüht ist: diese „Schwarzer und Verdäuerer“ leben für ein Ideal und wissen für ein Ideal zu sterben. Dem von der bürgerlichen Jugend Deutschlands der Verdienst nicht das Hien unweibelt hat, der spricht in verinnerlichter und nachdenklicher Stimmung diesen Gegenfah wohl in Versen aus wie Paul K e h e r in dem Sonett „Der russische Student“:

So nicht! Ich einmal im Erleben fluten
Wie er, die Augen um mich fließen hören,
Ein Schrei nur sein in tausend Todeschören,
Einmal ein Jücker sein und dann verbluten,
Aus Ungezählten gleichen Ruf besäwören,
Mit Worten peitschen wie mit Stachelnuten,
Daß sie — wie Henke stürzen auf die Fluten —
In Feinde fallend sich im Kampf declören.
Wir aber hauen keine Barrikaden,
Und daß die lauen Wünsche nicht erfrören,
Genügt es, in Gefühlen uns zu baden
Und um im Spiel um Frauen zu zerfehen,
Die wir erobern und die wir verlieren
Und in den Räumen unsrer Reime sehen.

Von der überlegenen Kultur des deutschen Studententums“ steht nichts in diesen sehnüchigen und trostlosen Versen.

Karl Ludwig.

Die Gemeinde der Scharfmacher.



v. Heydebrand: Dieser Erzherzog starb uns wirklich sehr gelegen!

Der dekorierte Freisinnsmann.

Und was ein echter Freisinnsmann,
Nimmt nie sich keinen Orden an.
Stolz wendet er sein Antlitz wech
Und murrst verächtlich: „Mir so'n Blech?!“
Und wirft sich in die Hemdenbrust
Voll Männlichkeit und selbstbewußt,
Indem daß oft sehr umgekehrt
Der Piepmatz steht zum innern Wert.
Die Ueberzeugung: höchste Pflicht!
„Hier stehe ich! Kann anders nicht!“

Und hat er hieran sich erquickt,
Fühlt seine Seele sich zerstückt
Und fragt sich voller bangen Leids:
Wie steht es mit dem Andreseits?
Was sagt der Sozi wohl dazu?
Ich wäre ja ein Kakadu
Und wär kein echter Freisinnsmann,
Wenn ich genau wie er getan.
Was wird mit solchem Tun bezweckt?
Man nascht nach billigem Effekt.

Ich aber bin ein schlichter Herr
Und gehe kräft'ger ins Gescherr
Zu Laten, daß es wirklich raucht.
Weil man hier alle Nützlichkeit braucht:
Ablehnen? Nicht in die Lamäng!
Ich nehm' ihn grade! Schnedderängdäng!
Und knöpf ihn mutig mir ins Loch:
Hier stehe ich! Ich kann es doch!
Und sichtbar wird der Trennungstrich:
Der Sozi nämlich kann es nich!

Sec.

Das Damenheim.

Von A. Ledies-Trebe.

Es war Vorschrift, daß sich der Vorstand des Wohltätigkeitskomitees aus Frauen aller Gesellschaftsklassen zusammensetzte. Frau Körner und Frau Schmidt, einfache Bürofrauen, gehörten auch dazu. Sie waren aber immer eilig; Mann, Kinder und Geschäft brauchten sie.

Hingegen Frau Präsident Kallenborn, Frau Geheimrat Day, Frau Oberbaurat Alt und all die anderen hochbetitelten Damen waren da anders. Das war auch nötig. Mit Gast und File hatte noch niemand bei guten Werken große Erfolge erzielt. Aber auch für die einfachen Frauen des Komitees gab es noch reichlich Arbeit. Natürlich war sie wieder anderer Art.

In GutsMuth, einer emporstrebenden Stadt von 20 000 Einwohnern gab es schon eine Menge Vereine, die das Wohl der

Frauen im Auge hatten, und fast in allen dieser Vereine waren es dieselben Damen, die ihre ganze Zeit, ihre ganze Kraft, der bedürftigen Weißlichkeit opferten. Man muß das anerkennen. Frau Präsident und Frau Oberbaurat standen überall an der Spitze. Man mußte kaum, wie sie ihre vielseitigen Pflichten erfüllen konnten.

Da war der Milchverein, in dem unbemittelte Mütter Milch unentgeltlich erhielten, der Suppenverein, der arme Familien und Kranke mit Nahrung versorgte. Der Verein für Waisenschule, — der Verein gegen Ausbeutung Minderjähriger, — der Bund für Mutterstuh, — der Verein zur Fürsorge gefallener Mädchen. O wie viel Gutes wies diese verhältnismäßig kleine Stadt auf! Und was man da alles erfährt!

Der Fürsorgeverein machte viel Arbeit, war aber auch der bei weitem interessanteste. Die Vorstandsdamen mußten die sich meldenden Mädchen verhören. Das war schwer und es gehörte viel Menschenliebe dazu. Die wenigsten waren ja froh genug, ihren Liebesroman ohne Scham zu enthüllen, und waren schwer zu behandeln. Tränen, qualvolles, erschütterndes Schluchzen war oft die einzige Antwort, auf alle an sie gerichteten Fragen. Aber der Verein, der ihnen die rettende Hand bieten und in der schlimmen Zeit für sie sorgen wollte, hatte doch auch die Aufgabe nach den Vätern zu forschen, damit sie wennmöglich zur Bezahlung herangezogen werden konnten. Da waren es fast stets Frau Präsident und Frau Oberbaurat, die diese schwierigen Fälle liebevoll in die Hände nahmen. Wenn dann endlich — endlich — der Name fiel, den das arme Geschöpf sich lange geweiigert zu nennen, dann warfen sich diese beiden „Mütter der Bedrängten“ meist einen langen Blick zu, einen Blick, der alles sagte. „Nein, wer hätte das gedacht!“

Eine reiche, alte Dame hatte der Stadt eine Stiftung zum Bau eines Altersheimes vermacht. Sie hatte bei Lebzeiten noch mit einem Stadtratmitglied darüber gesprochen und gesagt, welche Art alleinstehender, alter Mädchen sie dabei im Auge habe. Da war Christinchen Wink, die sich das ganze Leben lang die Finger krumm genäht und dafür Tag für Tag eine Mark bekommen hatte. Sie war kaum noch imstande, sich länger zu ernähren. Da war die alte Plätterin, die für eine Mark und fünfundsiebzig Pfennige den Tag ein Leben lang geplättet hatte — ganz früher für fünf gute Groschen — und die davon noch ihren alten Vater ernährt hatte. Ihre vom ewigen Stehen die geschwollene Beine hielten das nun auch nicht mehr aus. So nannte sie noch mehrere. Solch alte, arme verkrüppelte Wesen sollten einen angenehmen Lebensabend haben.

Die Stadt nahm die Stiftung an, bewilligte unentgeltlich einen Platz vor den Toren, und ein Architekt erbot sich, gratis den Entwurf dazu zu machen. Die drei Zeitungen für „GutsMuth und Umgebung“ veröffentlichten spaltenlange Artikel über den Fall. Natürlich waren sie alle drei verschiedener Meinung und führten einen erditterten Kampf gegeneinander, wie bei allen derartigen Gelegenheiten.

Dann erschienen unter „Eingefandt“ heftige Angriffe gegen den Magistrat. Es wurde in allen Tonarten bewiesen, daß in Guts-

Muth gar kein Bedürfnis für solch ein Heim vorliege, daß man für das schöne Geld lieber ein Museum bauen solle. — Nein, kein Museum, tobte ein anderes Blatt unter der unverantwortlichen Rubrik, sondern ein Volkshaus tue not. — O welche Dummheit, schrie ein anderes Eingefandt im dritten Blatt, GutsMuth, eine Stadt mit solcher Vergangenheit, habe noch nicht einmal ein Denkmal! Jedes Dorf habe beinahe eins, aber in GutsMuth finde man nirgends einen Dankesbeweis in irgendeiner oder anderer Form für den Begründer dieser wundervollen Stadt, Johann Nepomuk den Uebermüthigen. Und was wäre GutsMuth ohne seinen Begründer? Auf dem Mond könnten die GutsMuthler dann wohnen.

Der Herr Einsender in der GutsMuthler „Allgemeinen“ sollte sich abmalen lassen, schrieb darauf einer in der „Volkszeitung“. Kurzschichtig wie er sei, sähe er das Nächstliegende nicht. Von einem Denkmal könne keine Rede sein. Ein Haus müsse es sein. Und zwar unten hinein solle das Bad, oben drüber die alten Weiberchen und das ganze solle „Johann Nepomukhaus“ heißen. So sei man allen Wünschen gerecht geworden und auch denen der Stifterin.

Das Stadtoberhaupt ärgerte sich jeden Abend beim Lesen der drei Zeitungen und schrieb schließlich den uns bekannten Damen einen ausführlichen Brief, indem sie, die am meisten in dieser Tätigkeit lebenden, um ihren Rat befragt wurden.

Frau Oberbaurat war vor zwei Jahrzehnten mit ihren Kindern nach GutsMuth gezogen und hatte dort, um ihr schmales Witwen-einkommen zu erhöhen, ein Pensionat für junge Mädchen gegründet, das sich dank ihrer Gewandtheit und Liebeshüchlichkeit bald so gut entwickelte, daß ihr pekuniäre Sorgen erspart blieben. Nebenbei hatte sie sich von Anfang an der Wohltätigkeit gewidmet, später ihre Kinder alle gut versorgt. Und nun schien ihr die Leitung der Wohlfahrtspflege pflichtlicher als die Aufgabe, anderer Leute Kinder zu erziehen. Sie war der Pensionärinnen müde und jauch nun, wie sie sich einen bequemeren Lebensabend schaffen könnte. Ähnlich erging es der Frau Präsident und einigen anderen Damen, die sich seit Jahren der schweren, aber interessanten Arbeit der Frauenfürsorge auf allen Gebieten widmeten.

Frau Körner und Frau Schmidt waren nun leider schon fort, als man das Schreiben des Oberbürgermeisters verlas. Man war also unter sich. Frau Oberbaurat ergriff das Wort, sie war eine gute Rednerin.

„Meine Damen! Welcher Streit um das Vermächtnis einer edlen Frau entbrannt ist, wissen Sie alle. Alltäglich entrüsten wir uns beim Lesen der drei Blätter über diese häßlichen Dinge. Wir Gebildeten bedauern das sehr. Nun hat unser hochberechtester Herr Oberbürgermeister die große Freundlichkeit gehabt, uns brieflich um unsere Ansicht zu befragen. Ein Vertrauen, das wir ihm zu danken wissen. Ich wollte Ihnen heute nur Kenntnis von diesem Schreiben geben und Sie über acht Tage zu einer Sitzung bei mir bitten. Sie haben die Liebeshüchlichkeit, an der Hand Ihrer Listen eine Aufstellung zu machen, wieviel wirklich alterspflegebedürftige Frauen wir haben. Wir wollen dem Herrn Oberbürgermeister unsere Auskunft nach bestem Wissen geben. Ich danke Ihnen, meine Damen!“

Aus F. Engels Briefen an Joh. Ph. Becker.

122 Regent's Park Road N.W.
4. November 1881.

Lieber Alter!

Deine Postkarte vom Congreß kam zu spät, als daß ich Dir vorher noch hätte schreiben sollen. Seitdem haben wir hier auch allerhand Unheil gehabt. Frau Marx liegt seit Monaten gefährlich krank im Bett²⁰⁾ und nun bekam auch Marx eine von allerhand Beschwerden begleitete und in seinem Alter und allgemeinem Gesundheitszustand keineswegs spöhliche Bronchitis. Glücklicher Weise ist das Schlimmste überstanden und für Marx alle Gefahr vorläufig beseitigt, doch muß er noch den größten Theil des Tages im Bett zu bringen und ist sehr mitgenommen.

Dierbei Postanweisung für 4 Pfund Sterling = 100 Franc 80 Cent, die ich Dir diesmal schicken soll. Ich hoffe, sie kommt gelegen, denn so sehr es mich freut zu erfahren, daß Du im Stande gewesen bist, die wenigstens den Anfang einer Existenz zu machen, so ist es doch aber nur ein Anfang und es thut mir nur leid, daß ich in der letzten Zeit selbst ziemlich knapp war und daher nicht früher einspringen konnte.

Ich bin immer froh, wenn so ein sogenannter Weltcongreß ohne öffentliche Blamage abläuft, wie diesmal. Es kommen da immer so allerhand Leute zusammengeschneit, von denen ein Theil nur den Zweck hat, vor dem Publikum als wichtig zu erscheinen und die eben deshalb jeder Dummheit fähig sind. Nun diesmal ist's noch glimpflicher abgegangen.²¹⁾

Unsere Leute in Deutschland haben sich bei den Wahlen famos bewährt. In 23 oder 27 Kreisen (bestimmt kann ich's nicht erfahren) in der Stichwahl, trotzdem daß alle anderen Parteien bis auf den letzten Mann diesmal erschienen sind.²²⁾ Und das unter dem Druck des Ausnahmengesetzes und Belagerungszustandes, ohne Presse, ohne Versammlungen, ohne irgend welche öffentlichen Agitationsartikel und mit der Gewißheit, daß dafür wieder an tausend Existenzen innerhalb der Partei geopfert werden. Es ist ganz famos, und der Eindruck in ganz Europa, namentlich aber hier in England, ganz enorm gewesen. Wie viel Eide wir erhalten, ist Wurst. Immer genug, um das Nöthige im Reichstag zu sagen. Aber das Faktum, daß wir in den großen Städten Grund genommen haben, statt ihn zu verlieren, — das ist brillant und Hurra für unsere Jungs in Deutschland!

Dein alter

F. E.

London, 10. Februar 1882.

Lieber Alter!

Wir haben gar nicht gewußt, daß Du so gefährlich krank warst, wir wußten nur, daß Du an einer Geschwulst littest und die Verwundung meist ziemlich leicht. Hätte ich eine Ahnung gehabt, wie die Sachen stehen, ich hätte Dir sofort einiges Geld flüssig gemacht, obwohl ich selbst damals sehr knapp und von rechts und links in Anspruch genommen war. Indes ist's noch immer nicht zu spät und so habe ich Dir eine Postanweisung für vier Pfund Sterling = 100 Franc 80 Cent, herausgenommen, wovon Avis Dir wohl schon zugegangen sein wird; wegen eines hier vorgekommenen Formfehlers konnte ich vor heute nicht schreiben.

Unter uns war es fast ein Glück zu nennen, daß Marx während der letzten Lebenszeit seiner Frau mit seiner eigenen Krankheit so beschäftigt war, daß er sich weniger mit dem bevorstehenden und dem wirklich eintretenden Verlust beschäftigen konnte. Obwohl wir seit über 6 Monaten positiv wußten, wie es stand, war das Ereignis selbst doch ein arg heftiger Schlag. Marx ist gestern nach dem Süden

²⁰⁾ Frau Marx starb gleich darauf am 2. Dezember 1881.

²¹⁾ Es ist dies der sogenannte internationale Congreß zu Chur vom 2. bis 4. Oktober 1881. Becker vertritt dort die Genfer Arbeiter und die deutschen Sozialisten in der Schweiz.

²²⁾ Die ersten allgemeinen Wahlen unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes fanden am 27. Oktober 1881 statt. Sie brachten der Partei im ersten Wahlgang 311 961 Stimmen und bei 22 Stichwahlen bekam sie 12 Vertreter.

Frau Präsident und Frau Oberbaurat sahen beieinander und überlegten ernstlich. Der Tisch war mit Listen aller Art bedeckt.

„Liebste,“ lud die Präsidentin an, „ich bitte Sie, was haben denn diese Leute nur für Aufgebänge zu stellen. Da ist immer von Christlichen Rink und Jahnchen Blum die Rede. Eine alte Adherin und ein altes Blättmädchen. Ja, mein Gott, warum sparten sie nicht in ihren guten Jahren? Wer sorgt für uns Gebildete, wenn wir nicht mehr arbeiten mögen?“

„Ja, Teuerste, da haben Sie vollkommen recht. Meiner Ansicht nach gehören die und ihregleichen ins Siechenhaus.“

„Sehen Sie, da ist das alte Fräulein von Sand, die ihr Lebtag Klavierstunden geben mußte. Die lebt so arm wie vornehm. Wer sorgt denn für die?“

„Und Liebste,“ unterbrach sie schnell die Präsidentin, „die alte Frau Geheimrat Bartel, die nichts hat als ihre winzige Wittwenpension. Ich möchte wissen, wie oft die ihr schwarzes Kaschmierskleid schon in Wasserbad aufgelöst hat, daß es wieder brauchbar wurde. Solche Existenzen sind jämmerlich, und hätten wohl nötig verpflegt zu werden. Aber sie sind so still und vornehm in allem Elend. Aber die kleinen Leute, die sich recht schlecht anziehen und ihre Armut in alle Welt hinausschreien, die sollen immer zuerst berücksichtigt werden.“

„Wir müssen, um gerecht unsere Pflicht zu tun, alles prüfen.“

„Nun zählen wir sie einmal alle zusammen, die in Frage kommen.“

Es war demüthendswürdig, wie prochtvoll sich die beiden Damen in ihrem schweren Beruf gegenseitig eingearbeitet hatten. Sie fanden acht bedürftige Damen heraus, auch mit dem besten Willen weiter keine, bis denn später Nachwuchs kam — die alten Damen bleiben doch nicht ewig leben.

„Acht,“ sagte langsam Frau Präsident.

„Ja, acht,“ wiederholte Frau Oberbaurat.

„Und für zehn Damen wäre es bestimmt,“ fuhr nachdenklich die erstere fort.

„Ja, aber Sie lieber Unverstand, solch Heim muß doch auch durch etwa gleichgebildete Damen eine Leitung haben!“

„Natürlich, sonst geht es ja nicht.“

„Sogusagen einen Minister des Außereren und einen Minister des Inneren.“

Sie sahen sich einen Augenblick verständnisvoll an und lächelten ganz, ganz fein — — —

Zum bestimmten Tage fanden sich sämtliche Vorstandsdamen, natürlich mit Ausnahme von Frau Körner und Frau Schmidt, bei Frau Oberbaurat ein.

Jede der Damen brachten eine lange Liste geringer Bedürftiger vor.

Frau Präsident rief lachend: „O die langen Listen! Wir wollen ja nicht eine ganze Stadt haben, sondern nur ein Damenheim.“

von Frankreich abgereist, wohin er von da gehen wird, wird sich definitiv wohl erst in Paris entscheiden. Keinesfalls zunächst nach Italien, im Anfang der Reconvoleszenz ist auch die Möglichkeit der Polizeischikanen zu vermeiden.

Wir haben uns Deinen Vorschlag überlegt und sind der Ansicht, daß die Zeit zu seiner Ausführung noch nicht gekommen ist, aber heranrückt. Erstens würde eine neue, förmlich reorganisirte Internationale in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Italien und Spanien nur neue Verfolgungen hervorzurufen und schließlich nur die Wahl lassen, die Sache auszugeben oder aber g e h e i m zu machen. Letzteres wäre ein Unglück, wegen der unvermeidlichen Konspirations- und Rutschgefahren und der ebenso unvermeidlichen Aufnahme von Mouschards. Selbst in Frankreich wäre eine neue Anwendung des feineswegs abgeschafften Gesetzes gegen die Internationale gar nicht unmöglich. — Zweitens ist bei dem jetzigen Zustand zwischen Egalité und Proletaire auf die Franzosen gar nicht zu rechnen, man müßte denn für eine der Parteien sich erklären und das hat auch seine bösen Seiten. Wir stehen, was unsere Person angeht, auf Seite der Egalité, werden uns aber wohl hüten, für die Leute öffentlich jezt aufzutreten, weil sie, obwohl ausdrücklich von uns gewarnt, einen lautißen Vor nach dem andern gemacht. — Drittens ist mit den Engländern recht wenig anzufangen, als je. Ich habe es 5 Monate lang versucht durch den Labour Standard, wo ich Veltartifel schrieb, an die alte Chartistenbewegung anzuknüpfen und unsere Ideen zu verarbeiteten, um zu sehen, ob das kein Echo findet. Absolut Null und da der Redakteur, ein wohlmeinender aber schwacher Schläpper, zuletzt auch vor den kontinentalen Ketzereien Angst bekam, die ich ins Blatt schrieb, gab ich's dran.²³⁾

Es bleibt also nur eine Internationale, die außer Belgien, sich auf lauter Emigranten beschränkt, denn mit Ausnahme von Genf und Gegend, wäre selbst auf die Schweiz nicht zu rechnen — vide Arbeiterstimme und Büffel. Einen bloßen Flüchtlingsverein zu stiften, wäre aber kaum der Mühe werth. Denn die Holländer, Portugiesen, Dänen machen auch die Suppe nicht fett, und je weniger man mit Serben und Rumänen zu tun hat, desto besser.

Andererseits aber besteht die Internationale thatsächlich fort. Die Verbindung zwischen den revolutionären Arbeitern aller Länder, soweit sie wirksam sein kann, ist da. Jedes sozialdemokratische Journal ist ein internationales Centrum, von Genf, Zürich, London, Paris, Brüssel, Mailand laufen und kreuzen sich die Fäden in allen Richtungen, und ich wüßte wirklich nicht, was in diesem Augenblick die Gruppierung dieser kleinen Centren um ein großes Hauptcentrum der Bewegung von neuem Kraft zuführen könnte — wohl nur die Reibung vermehren. Kommt aber der Moment, wo es gilt, die Kräfte zusammenzufassen, so ist das ebendeshalb Sache eines Moments und braucht keine lange Vorbereitung. Die Namen der Vorkämpfer eines Landes sind in allen anderen bekannt, und eine von allen unterzeichnete und vertretene Manifestation würde einen kolossalen Eindruck machen, ganz anders als die meist unbekannt Namen des alten Generalrats. Aber eben deshalb muß man eine solche Manifestation auffparen bis zum Moment, wo sie durchschlagend wirken kann, d. h. wo europäische Ereignisse sie provozieren. Sonst verdirbt man sich den Effekt für die Zukunft und thut nur einen Schlag ins Wasser. Solche Ereignisse aber bereiten sich vor in Russland, wo die Avantgarde der Revolution zum Schlagen kommen wird. Das und den unvermeidlichen Rückschlag auf Deutschland muß man abwarten — nach unserer Meinung —, und dann wird auch der Moment einer großen Manifestation kommen und der Herstellung einer offiziellen, förmlichen Internationale, die eben keine Propagandagesellschaft mehr sein kann, sondern nur noch eine Gesellschaft für die Aktion. Deshalb sind wir entschieden der Ansicht, ein so famoseres Kampfmittel nicht dadurch abzuschwächen, daß man es in verhältnismäßig noch ruhiger Zeit, schon am Vorabend der Revolution, vernutzt und verschleißt.

²³⁾ Schon nach den Wahlen, die im August 1881 stattfanden, kam es in der neugegründeten Arbeiterpartei zu Reibereien zwischen Guesde und Lafargue einerseits und Malon wie Broussé andererseits. Diese Kämpfe wurden in den beiden feindlichen Blättern „Egalité“ (guesdistisch) und „Proletaire“ (possibilistisch) ausgefochten.

²⁴⁾ The Labour Standard. An Organ of Industry. 1881 bis 1882. Unter anderem Artikel über den gerechten Lohn, über Lohnsystem und über Internationale Arbeiterschutzgesetzgebung.

Das machte die meisten ganz verwirrt. Sie hatten guten Hergens zu viele bedenken wollen.

„Nun wählen Sie aus Ihren Listen die Allerbedürftigsten aus.“

„Da waren sie wieder, die Blum und die Rink, die Wulsoo und die gelähmte Holzhaderfrau.“

„Das sind ja aber alles Siechenhaus- und Spitalanwärterinnen, die für ein Damenheim nicht in Frage kommen. Bitte weiter.“

Die Damen stupten. Hatte es bisher nicht Altersheim geheißt? Oder hatten sie oberflächlich gelesen?

„Sie sehen meine Damen, wieviel Fehler gemacht werden würden,“ nahm Frau Präsident das Wort, „wenn man solche Summen Leuten zur Verwendung überwies, die gar keine Ahnung von der rechten Wohlthätigkeit haben. Sie alle leisten uns die größte Hilfe, sind aber doch durch Ihre häuslichen Pflichten gefesselt und können nicht so in der Wohlthätigkeitspflege der Stadt ausgehen wie Frau Blum und ich. Und da wollen wir Ihnen denn sagen, daß wir es uns als ein Alters- und Ruheheim für solche arme Frauen gedacht haben, die mühsam den äußeren Schein wahren sich durch das Leben sorgen und hungern. Als Anwärterinnen möchte ich bezeichnen Frau Geheimrat Bartel, Frä. v. Sand, Frau Doktor Haar, Frä. Schneider, Frä. v. Rau, das alte Fräulein Döring, alles vornehme, verschämte Arme. Geeignete Leiterinnen zu finden wird Sache der Stadtverwaltung sein.“

Die Damen konnten sich eines Lächelns nicht erwehren.

Die Konferenz mit dem Stadtoberhaupt hatte den Erfolg, daß er den Damen neben dem herzlichen Dank für ihre Bemühungen versprach, zu befürworten, daß die Stadt ein Grundstück in der Stadt hergäbe, an Stelle des in Aussicht gestellten draußen vor dem Thor. Denn er sah natürlich auch ein, daß eine allzu abgelegene Gegend gerade nicht angenehm für die Damen sei. Ebenso wollte er Sorge tragen, daß die Rink und Blum ins Siechenhaus kämen, sobald Platz darin werde. Ja, und für die verschämten Armen zu sorgen sei Pflicht der Stadt.

„Und was würden Sie wegen der Leitung dieses Hauses raten, meine Damen?“

„Gebildete Damen, die aufopferungsfähig genug sind, werden sich immer finden.“

Die nächste Sitzung der Stadtverordneten genehmigte den Antrag in seiner neuen Form und stellte fest, daß juristische Bedenken nicht vorlägen. Man trug den beiden Vorstehenden der Wohlthätigkeitsvereine die innere und äußere Leitung des Damenheims an.

Frau Oberbaurat nahm keine neuen Pensionärinnen mehr auf und Frau Präsident überschrieb schon jetzt einen Teil ihres Vermögens ihrem Sohn, der es nötig gebraucht.

Die Einweihung war ein Festtag ersten Ranges für alle Theilnehmer und die drei Gutsherr Zeitungen widmeten spaltenlange Artikel dem neugebauten Damenheim, genannt „Johann-Nepomuk-Haus.“

Ich glaube, wenn Du Dir die Sache nochmals überlegst, wirst Du Dich unserer Ansicht anschließen. Inzwischen wünschen wir Beide Dir gute und rasche Besserung und hoffen recht bald von Dir zu hören, daß Du wieder ganz auf dem Damm bist.

Stets Dein alter

F. E.

London, 9. August 1882.

Lieber Alter!

Gestern war es mir unmöglich, Dir eine Postanweisung herauszuschicken. Ich habe es aber heute sofort gethan und wird man Dir dort fünf Pfund Sterling, nach der Tabelle gleich 126 Francs, auszahlen. Ich war sehr froh Deinen Brief zu erhalten und wieder einmal zu hören wie es Dir geht. Auch ich würde ich weiß nicht was drum geben, wenn Du, Marx und ich noch einmal zusammenkommen könnten, aber dies Jahr wird mir schwerlich so gut werden, Marx bekommt Du möglicher Weise zu sehen noch diesen Sommer, aber das hängt davon ab, wohin die Kräfte ihn schicken. Weitere Antwort muß ich auf ein paar Tage verschieben, der Postschluß naht und ich muß noch ausführlich an Vermiein über Diverfes schreiben.

Inzwischen halt Dich tapfer und gesund wie sonst und sei herzlich gegrüßt von Deinem alten

F. E.

London, 16. Dezember 1882.

Lieber Alter!

Seit einiger Zeit schon wartete ich auf den Eingang einiges Geldes, um Dir wieder einen Fünfer zuzuschicken, da ging es endlich gestern ein und gleich drauf Abends Deine Postkarte. Ich habe also sofort Postanweisung für besagten Fünfer = Fr. 126, — herausgenommen und hoffe, Du wirst das Geld ohne Verzug erhalten.

Es hat mich sehr gefreut zu erfahren, daß Du aus dem lauten und kommunalen Dreck heraus bist, es ist trübe Zeitenveränderung, es kommt nichts dabei heraus als Klatscherei und nutzloser Kerger. Nebenbei schick mir der Esel von Solari noch immer die zwei Exemplare Précurseur zu, das muß eine schöne Expedition sein.

Die Anarchisten selbstmorden sich jedes Jahr und erstehen jedes Jahr neu aus der Asche, und so wirds bleiben, bis der Anarchismus einmal ernstlich verfolgt wird. Es ist die einzige sogenannte Sekte, die wirklich durch Verfolgungen kaput gemacht werden kann. Denn seine ewige Wiedergeburt beruht darauf, daß es immer Gernegroße gibt, die auf wohlfeile Weise eine Rolle spielen wollen. Daz ist der Anarchismus wie gemacht. Aber Gefahr laufen — mir das! Daher werden die jetzigen Anarchistenverfolgungen in Frankreich dieser Pande nur dann Schoden tun, wenn sie nicht reiner Schein und Polizeischwindel sind. Wer aber jedenfalls zum Opfer fällt, sind die armen Teufel von Bergarbeitern von Montceau.²⁴⁾ Hebrigens habe ich mich so an die anarchischen Postenreiter gewöhnt, daß es mir ganz natürlich vorkommt, wenn neben der wirklichen Bewegung diese handwurliche Karrikatur so mitläuft. Gefährlich sind sie nur in Ländern wie Oesterreich und Spanien und auch da nur momentan. Auch der Jura mit seiner Urmacherei in lauter zerstreuten Häusern scheint mir ein prädestinirter Herd dieses Wüßthums zu sein und denen werden Deine Hiebe ganz nützlich sein.

Marx hat von den Aerzten die Erlaubnis erhalten, den Winter an der englischen Südküste zuzubringen und ist seit etwa sechs Wochen auf der Insel Wight. Bis jetzt hat es mit den beiden Hauptpunkten gut gegangen: weder von Rippenfellentzündung noch von Bronchitis sind Spuren wieder eingetreten. Daß bei dem Saumetter, das wir hier haben (seit 8 Tagen kaum aus dem Nebel heraus), allerhand kleine Erkältungen für einen Reconvoleszenten unvermeidlich sind, ist selbstredend und sie sind auch bei Marx zu stand langwierig und unangenehm. Aber wenns dabei bleibt, hat nichts zu sagen. Nächsten Sommer aber kann es sich wohl treffen

²⁴⁾ Es war die Zeit, wo der Polizeipräsident Andreux das Geld für das anarchistische Blatt „Révolution sociale“ gab und durch seine Provokateure überall Rußische veranlaßte. So ist es erwiesen, daß auch während des Russenandes in Montceau eine große Rolle der Provokateur Drenin spielte. (August 1882.)

Schlafgeld.

Abgerissen und ausgehungert hat er den schönen Tag verlungert.

Mich stellt er eben mit müdem Gesicht . . . „Herr! . . . Zum Schlafgeld! . . . Es langt noch nicht . . .“

Ich war gelassen und dachte eben, schön sei die Welt und gerecht das Leben.

Pötzlich stand vor mir ein heiliger Mann . . . „Habe nicht, wo ich mich betten kann . . .“

Zweitausend Jahre! — Man will uns betören. Neben mir glaubt ich die Worte zu hören.

Dort schleicht Christus mit schleppendem Gang bettelnd die dämmernde Straße entlang.

Sah ihn erst just noch vor mir steh'n und um das Geld zum Schlafen steh'n.

Karl Bröger.

Bismarck, Bebel und Astrologie.

Die beiden Großen, die ein Stück folgenschwerer deutscher Geschichte und Politik repräsentieren, der eine die graue Vergangenheit, der andere die leuchtende Zukunft, die sich darum ihr ganzes Leben in unerbittlichem Kampf gegenüberstanden — Bismarck und Bebel, sie werden uns heute im „Lichte der Astrologie“ vorgeführt. Im Jubiläum der „Neuen Reichspost“ Rundschau“ steht's zu lesen.

Für den heiligtigen Astrologie ist es eine Kleinigkeit post festum alle bedeutenden Ereignisse — von der Wiege bis zum Grab — in dem Leben beider Männer zu entschleiern. Bismarck wurde deshalb aufs Altenteil gesetzt, weil die Sonne, Herrscher im Horoskop Bismarcks, im Horoskop Wilhelms II., im Wasserzeichen ihrem Detriment steht; der Mond, Herrscher im Horoskop Wilhelms II., steht bei Bismarck im Steinbock, seine m Fall usw. . . . Auch die blöde Schließerei auf Bismarck ist aus den Sternen zu deuten; daß dieselbe seinen schlummernden Ausgange nahm, ist darauf zurückzuführen, daß die Sonne als Herrscher des Sterostops und Lebenspenders frei von Berührungspunkten der sogenannten K a l e s t i z p l a n e t e n war. . . .

In Bebel's Horoskop ist besonders auffallend, daß sämtliche Planeten unter der Erde stehen. Dies deutet darauf hin, daß es ist

daß er wieder noch der Schweiz geschickt wird und in dem Fall
seht Ihre Euch jedenfalls.

Die Adresse von Madame Lafargue ist 68 Boulevard de Poiss
Royal, Paris. Ihr Mann ist soeben verhaftet gewesen, aber be-
reits wieder frei, es handelte sich um einige Neben in der Provinz
und als der Instruktionrichter von Rouen ihn und Guesde vor-
führte, haben sie ihn, statt zu gehorchen, in der Egalité gründlich
verhöhnt. Darauf natürlich Verhaftungsbefehl, aber obwohl La-
fargue täglich auf der Redaktion war und sich so wenig verbarg,
daß er sogar in Versammlungen sich als Redner ankündigen ließ
und sprach, brauchte die seine Pariser Polizei drei Wochen, ehe sie
ihn fand. Es wurde, wie vor ihm Guesde, nach dem ersten Ge-
hör in Rouen sofort freigelassen. Vielleicht kriegen sie doch
noch ein paar Monate.

Du weißt, in Frankreich hat sich die Arbeiterpartei ge-
spalten.?) Ralon und Trouffe können die Zeit nicht abwarten,
wo sie Deputierte werden und so muß rasch Stimmrecht zusammen-
getrommelt werden. Also eine Partei gemacht ohne Pro-
gramm (buchstäblich — denn nach einer langen Reihe „Conside-
rants“ (Erwägungen) folgt der Schluß: daß jede Lokalität ihr Pro-
gramm selber mache), wo Arletti und Plechi willkommen sind und
um dies durchzusetzen, vor dem Kongreß Leute in die Partei auf-
genommen, die das alte Programm nur annehmen unter dem Vor-
behalt, es auf dem Kongreß umzustossen. Guesde, Lafargue usw.
wurden überstimmt und die, die dem Programm treu blieben,
gingen nach Roanne. Unsere Leute sind keine Taktiker und haben
heillose Böcke geschossen, aber sie dringen doch durch und die „Possi-
bilitäten“ werden nicht lange das große Wort führen. Die Unseren
haben an der täglichen Egalité einen sehr bedeutenden Hebel, da-
bei kommt ihnen allein auf die Sache an, was bei den Klänge-
lern Ralon und Trouffe nicht der Fall ist.

Kun liebe wohl, Alter, halt Dich tapfer, mit dem Vergah wirds
auch wohl nicht so rasch gehen, Du weicht auf der Route sind wir
alle. Dein G. E.

Ein Redakteurgesuch aus dem Jahre 1878

Es war in jenen Tagen, da die Sozialistenverfolgung in ihrer
schönsten Blüte stand, wenn auch noch vor dem Erlaß des Sozio-
listengesetzes. Die Projekte gegen die sozialdemokratischen Redakteure
rissen niemals ab, und die ungeheuerlichsten Strafen wurden über
sie verhängt. Damals war es, als die Dresdener Parteigenossen
in folgendem originellen Inserat für ihr Blatt einen Redakteur
suchten:

Redakteurgesuch!

Für unsere, sich der wärmsten Sympathie der ar-
beitenden Klassen, wie der rührendsten Aufmerksamkeit
einer hohen Justiz und Polizei erfreuenden Zeitung
wird zufolge der durch eine hohe Justiz angeordneten
Verlegung unserer beiden Redakteure S o l l m a r und
P l a u m auf unbestimmte Zeit in den Ruhestand
— (ohne Anspruch auf Pension) —

Redakteur

gesucht. Derselbe muß besitzen, außer einem warmen
Herzen für's Volk, einen guten Magen zur Verdauung
aller Polizeischikanen, eine Lunge, welche Gefängnisluft
für Freiheitstrost ansieht, eine Nase, die alle Sticheereien
bei Zeiten mittert — namentlich eine große Portion
Mitleid mit der Geistesarmut unserer Gegner.

Besondere Berücksichtigung erfahren Bekantanten,
welche für Strafmandate und Spottelzettel einen leeren
Beutel und ein Vestigum haben, in welchem der Ege-
kutor jederzeit mit dem Erfolge: „So nichts ist, hat
selbst der Kaiser das Recht verloren“, ekeulieren kann.

*) Diese Spaltung geschah auf dem Kongreß zu St. Etienne
(24. September bis 1. Oktober 1882). Guesde und seine Anhänger
verließen den Kongreß und hielten ihren Kongreß in Roanne ab.
Von da an datierte die formelle Scheidung in zwei feindliche
Parteien, die noch jahrelang dauerte.

in seinem Leben nicht gelingen werde, alle seine Ideale und Wünsche
zu verwirklichen. Wie treffend! Aber einen gewissen Grad von
Glück hatte Bebel in seinem Leben doch; und das ist nicht etwa
seiner außergewöhnlichen Tatkraft und der großen Sache, die er
vertrat, zu danken, sondern dem Umstand, daß der Planet Venus
(die Liebesgöttin und Bebel!) Herrscher in seinem Horoskop war. Bebel's
glänzende Rednergabe erklärt sich durch Sonne und Merkur in den
Fischen im Trigon-Aspekt zum Monde, wodurch größere Volksmassen
angedeutet werden. Weil die Fische mit dem 12. Hause des Horo-
skops in gewisser Verbindung stehen, hindeutend auf Feindschaften,
Krankenhäuser, Gefängnisse, Asyls usw., verbrachte Bebel ca. 5 Jahre
in Gefängnissen. Die preussisch-deutsche Klassenjustiz kann beruhigt
sein, sie ist schuldlos daran. . . . Aber diese verruchten Sterne! —
Dann kommt das Wässrige. Bebel wohnte deshalb am Züricher
See, weil sechs Planeten seines Horoskops im Wasserelement stehen.
Und schließlich zum Schluß: Warum bekämpften sich Bismarck
und Bebel zeitlebens?

„Die Sonne als Herrscher im Horoskop Bismarcks steht in
Opposition zu dem Aszendente Bebel's. — Der Mond im Horoskop
Bismarcks steht dazu in Opposition zur Himmelsmitte Bebel's. —
Venus als Herrscher des Horoskops Bebel's steht in Opposition von
Bismarcks Horoskop. Der Mond im Horoskop Bebel's steht in
Opposition zur Himmelsmitte Bismarcks.“

Wie klar, wie zweifellos dieser Epigone des dunklen Mittel-
alters alle Fragen löst! Die moderne Wissenschaft mag beschämt
einpacken. Die Jünger der Astrologie sind wieder oben auf. Da
sage noch einer, wir machten keine Fortschritte. . . .

„Alle Welt“.

D i s s e e, 3. Juli 1914.

Lieber „Vorwärts“! In dieser Zeit der Ferienbriefe sollst auch
Du nicht leer ausgehen. Eine Zeitung, die etwas auf sich hält,
muß sich aus den Wädem schreiben lassen. Erstens gehört das
zum guten Ton — und Du warst immer für gute Blüten-
weine — und zweitens lesen die verzeigten Abonnenten
nichts lieber als aus ihrer Sommerfrische. Denn jetzt ist
doch kein Mensch mehr zu Hause. Wenigstens las ich wieder-
holt, daß „alle Welt“ in diesen Tagen die Bürde der Arbeit ab-
wirft und sich dem süßen Nichtstun überläßt. Alle Welt! Demnach
bleiben nur die Beamten der Bach- und Schließgesellschaften daheim
und allenfalls unverbeßerte Stadthörer, die nicht wissen, daß sie
ihre Weize hier ebenso sauer wie in Berlin trinken können.

Ober sollten Deine Abonnenten nicht zu aller Welt gehören?
Hier sind ich schon.

Und setze mich nachdenklich auf eine Bank an der Surpromenade,
um mir die „Welt“ zu betrachten.

Honorar: Die bekanteten Arbeitergroßen. Be-
sonders Befähigte haben außerdem Anwartschaft auf
baldiges freies Staatslogis mit der Mittagstafel:
Mehlbrot, Linien und Wohnen.

Ausstretende können sich des innigsten Beileids aller
Proletarier im voraus versichert halten.
„Dresdener Volkszeitung.“

Es sind jetzt gut 36 Jahre her, daß dieses Inserat in der
Parteipresse erschien. Aber so ganz unzeitgemäß und deraklet
erscheint es deshalb doch noch nicht. Staatsanwälte und Gerichte
sorgen auch heute noch dafür, daß die sozialdemokratischen Redakteure
immer wieder in den „Ruhestand (ohne Anspruch auf Pension)“
versetzt werden, und erst recht müssen sie heute wie Anno dazumal
einen „guten Magen zur Verdauung aller Polizeischikanen“ und
„eine große Portion Mitleid mit der Geistesarmut unserer Gegner“
haben.

Der Sadist der Landwehr.

Wenn die alten Herren feigstüßig werden, ist das von je eine
posstlerische Sache gewesen. Der Bart sträubt sich, die Augenlein
blitzen, und da soll doch auf den Erbfeind gleich ein Hämorrhoi-
donnerwetter herunterfahren! „Weil wir nicht kriegerisch sind!“

So heißt eine kleine Broschüre, die ein Medizinalrat und Stabs-
arzt der Landwehr außer Diensten geschrieben hat. Ich denke, daß
Namen und Verlog nichts zur Sache tun, denn ich möchte nicht,
daß jemand für das Festische Geld ausgibt. Wenn der keine Auf-
sah wirklich, wie der Verfasser es nennt, ein Beitrag „zur Psycho-
logie des Imperialismus“ ist, dann kann einem allerdings diese
Geistesrichtung nur leid tun.

Dieser Stabsarzt hat wohl nie in seinem Leben den mordenden
Säbel, sondern immer nur das Dörrohr gezückt und hat wohl nie
geschossen, es sei denn daneben. Und nun greift er auf 1813 zurück
und beschreißt die Grausamkeiten und Schlägereien dieser Jahre
mit so intensivem Vergnügen, daß man ihm den Titel Medizinal-
sachse nicht mehr verweigern darf. Er spricht von der „Salski-
schlacht“ von Waterloo und wälzt sich noch einmal freudig stöhnend
im Mute der Gefallenen. Nach diesem Akt, in dem Blücher ein
„Titanischer Prolet“ genannt wird, hat er genug. „Verhören
wir uns mit fernerer Details! Ich — es muß endlich heraus —
ich kann diesen Leuten nicht böse sein! Im Gegenteil! Im aller-
schärfsten Gegenteil!“ Und dann teilt er jedes Volk in zwei Klassen,
in die geborenen Krieger und in die anderen (und das sei die
Mehrzahl). „Menschen, denen es mehr oder weniger Mühe macht,
Courage aufzubringen.“ Früher, in der schönen alten Zeit, hätten
bei den Söldnertruppen wohl nur die geborenen Krieger gefähmt.
„Heutzutage aber haben wir es mit der Majorität der Friedlichen,
der Temperamentarmen zu tun. Leider kann man auf sie nicht
verzichten der Uebermacht wegen, die man braucht. Was soll man
also im Ernstfall mit all diesen Phlegmatikern, verwöhnten
Schlemmern, Mutterstöhnen, Interesselosen, Dickschädeln, Gewohn-
heitspielern, Wangbüden und sanften Antönchen anfangen? Wir
haben es nicht nötig, uns lange den Kopf zu zerbrechen, denn wir
wissen sowieso, daß diesen Leuten sofort geholfen ist, wenn ihnen
eine Leidenschaft eingeschloßt wird. Diese Leidenschaft kann in
unserem Falle nur der Haß sein.“

Und dann folgt auf den nächsten Seiten eine Verherrlichung
der Nationalbegeisterung, der niedrigsten Stufe aller Leidenschaften,
des patriotischen Hasses, die man denn doch bei einem Christen nicht
für möglich gehalten hätte. Der Mann, der bestimmt ein friedlicher
Bürger ist, läßt hier, wie aus einem Beutel, seine gefährlichen
Emotionen auspuffen, die er sonst nicht ungestraft entlassen dürfte.
Dieses Material sind wir sonst nur als Erzähler in den Mädchen-
stiften zu sehen gewohnt; von Dippold bis zu den peltschenen Für-
sorgegebern ist uns die Sorte wohl bekant. Der Medizinalrat
der Landwehr außer Diensten bringt Kriegslieder zum Vorschein,
die natürlich von Haß trafen, und ist der festen Ueberzeugung, der
habe den Erfolg für sich, der am meisten Haß aufzuweisen hätte.
„Jener herrliche, niederstufende Haß ist der Beginn, die Hauptphase,
der echte und erste Stützpunkt. Wir heutigen Deutschen müßten
wahrhaftig ganz von Gott verlassen sein, wenn wir aus alledem
nicht die Nutzenwendung zögen!“ Die ganze Innenpolitik paßt

dem Landwehresadisten nicht, das ist ihm alles zu weich und zu
läppisch: „Erziehung zum Haß! Erziehung zur Liebe zum Haß!
Organisation des Hasses! Fort mit der unreifen Schen, mit der
falschen Scham vor Brutalität und Fanatismus! Auch politisch
gelte das Wort: „Mehr Bodypfeifen, weniger Hüffel!“

In einem Verzeichnis der in der Zeit von 1903—1913 in
Preußen verbotenen Bücher finde ich auch zwei, deren Verfasser dem
Medizinalrat bestens empfohlen sei: „Kombach, Kurt. Meine
grausame, süße Keilpeitsche. Freiburg, Hermann Hartleb“ — und:
„Das Tagebuch einer Kasseuse. Deutsch von Clara W. Subacoff,
Grimm.“ Sagte ich Vektüre? Aber er soll selbst solche Bücher
schreiben und nicht Bauriotismus nennen, was eine krankhaft ange-
legte Gemütsart ist!

Es verlohnt sich nicht, ein Wort wider dieses dumme Zeug zu
verlieren. Wir alle wissen, daß ein gesunder Haß keine Schande
ist, aber wir alle wissen auch, daß es das Streben jeder Zivilisation
ist, tierische Instinkte im Interesse der Allgemeinheit möglichst ein-
zudämmen. Ob das ganz und gar möglich sein wird, steht in Frage,
aber versuchen soll man es doch. Auch daß einmal ein ganzes Volk
in berechtigtem Haß gegen ein anderes aufkommt und zu den
Waffen greift, ist psychologisch richtig und erklärlich, aber man muß
nicht vergessen, daß moderne Kriege wesentlich auf kapitalistischen
Gründen beruhen und daß alles andere ein wohl angelegter
Schwindel ist: die Volksbegeisterung und die flatternden Fahnen
und die Orden und all das.

In der allgermanischen Volksfage wird der edle Odobur von
dem hinterhältigen Lokis tödlich ermordet. Der Medizinalrat ist
auf seinen Lokis, weil der zwar weniger Geist, aber doch mehr
Körperkräfte hatte, und fragt höhnisch: „Ist Odobur inoperabel?“
Ich weiß das nicht. Daß aber der Medizinalrat operabel ist, sieht
fest. Er soll sich kastrieren lassen.

Vom Jahremarkt des Lebens.

Kulturschutz.

Jrgendwo — ich glaube in Braunschweig — hat sich ein reicher
Sonderling noch im Tode einen böshastigen Scherz mit den Behörden
und der bedürftlich abgestempelten Gutgefimmtheit gestattet. Er hat
in seinem Testament eine Stiftung von 500 000 M. eingesetzt, deren
Zinsen angewendet werden sollen zur Linderung der Nutter-
schicksalst unbescholtenen Mädchen. Nun ist der
Staat in Verlegenheit. Daß die Stiftung einem an sich
einwandfreien und sozialen Zwecke dient, kann nicht be-
stritten werden. Aber, aber — da ist ein Wörtchen in
diesem Testament, das unbedingt staatsgefährlich ist: „Un-
bescholten.“ Ein Mädchen, das ohne die standesamtliche Abstam-
pung ein Kind bekommt, ist nicht „unbescholten“, sondern „gefallen“
— und sollte es selbst in allem übrigen an sittlichem Empfinden der
Jungfrau Maria gleichen, deren Schicksal nach dem „Dogma“ nicht
unähnlich war. Die für die Sanftionierung dieser Stiftung zu-
ständigen Behörden brücken sich nun unter allerlei formalistischen
Vorwänden um die Entscheidung. Denn sie können doch um Himmels-
willen nicht ihre Unterschrift zu einer Tat des Erbarmens geben,
durch die die mittelalterliche Rohheit einer noch immer herrschenden
Gesellschaftsmeinung weggestrichen wird.

Die Unfreiheit und Grausamkeit der „Sitte“, mit dem ver-
logenen Augenaufschlag, zeigt sich hier in einer grotesken Räderlich-
keit. Religion und „Staatsräson“ — will sagen: die Lügen zur
Aufrechterhaltung einer Kassenmacht — haben die natürliche Men-
schlichkeit so verflächt, daß man lieber hundert arme Mütter bettelnden
läßt, als daß man von dem Kulturschutz auch nur das wertloseste
Gerümpel endgültig beiseite wärfe.

Albanesisches.

Der Mbret von Albanien kommt nicht umsonst aus Preußen.
Was jetzt da unten zusammenregiert wird, ist preussischer
Geist ins Albanische übertragen. Daß bei der Mischung das
Grotteste nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich und darum ist
die Regierungsherrlichkeit Wilhelms des Einzigen eine un-
erschöpfliche Fundgrube für fröhliche Leute. Solange der Mbret

Es ist wahr: die meisten sehen nicht nach Vorwärtslesern aus.
Die allermeisten sehen aus, als ob —
Als ob —

Ich möchte ohne Klassenhaß reden, kann mir aber nicht helfen:
... als ob sie nichts oder nur den Kurstettel lesen.
Das ist vermutlich eine Täuschung.
Aber ich sehe keine Welt in diesen Gesichtern. Trotz aller Mühe
und gutem Willen.

Was da an mir (vonholder Weiblichkeit) in Seide, Flor und Musselin
vorüberwacht oder — schwebt — junge Mädchen schweben immer —
ist Berlin WW., entsprungen aus dem neuesten Modejournal.
Die Mode hat wohl Gesichter, aber kein Gesicht.

Ich möchte sie beschreiben — natürlich. Jeder Ferien-Vericht-
erfasser schreibt darüber, weil die Verichte erst anziehend werden,
wenn sie vom Angezogenen handeln.

Leider bin ich in dem Fach nicht geprüft. Soviel sehe ich aber:
daß die älteren Jahrgänge sich das Zeug elagennähig um den Leib
hängen, wohingegen die jüngeren es vorziehen, die Möglichkeit
anatomischer Studien an sich bei lebendigem Leibe offenzulassen.
So wenig haben sie an.

Die Kleider sind dünn, aber Papas Geldbeutel ist dick.
Warum sollte er es verbergen?
Er handelt in Berlin mit Krawatten oder Damennmänteln und
hier mit Töchtern.

Er ist kein Illusionär, weiß, daß auch dies hier ein Markt
ist, bei dem alles auf den Kredit und die Aufmachung ankommt.
Und warum sollten seine Töchter ihre Reize verbergen?
Notabene, wenn sie welche haben.

Geheiratet soll doch mal sein, und möglichst 'ne militärische
Charge, eventuell Reserve.

Und so sieht der Freier die Schönen denn transparent im
Sonnenlicht und kann Reize und Vermögen summieren.

Was in dies Geschäft gesteckt wird, das ahnt kein Prolete, der
vielleicht der Meinung ist, die „Welt“ ginge ins Bad, um sich zu
erholen.

Wo. Diese Welt ist stets im dicksten Trubel und angst nach
irgendetwas. Wenn nach weiter nichts, dann nach Darm und
Antifemant.

Die Flundern kauft man sich.
Darum soll man die Arbeit eines töchterreichen Vaters nicht
unterschätzen: sie kriht an Geldbeutel und Seele, was oft dasselbe ist.

Es gehen natürlich auch andere Typen an meiner Bank vorüber:
der Schwere Agrarier mit Gattin, die hochmütig auf das „Kraemerpad“
bliden; Beamte und Käse aller Grade und Klassen, die sehr aufrecht
gehen und sich dadurch wirklich erholen (denn das strapazierte
Rückgrat darf hier seine natürliche Lage annehmen) — und jene
Monocle-Snobis, die überall sind, wo „die Welt“ ist. Denn das
fühlen alle: wir sind die Welt. Es leuchtet aus ihren Augen in
den Wellen.

schönem Selbstbewußtsein, von den harten Oberhemden strahlt die
Suggestion stolzer Stärke aus, und sogar die Wiggelfalten der Hose
machen eine vornehme Linie.

Zuweilen taucht ein Mensch auf. Ein Gelehrtengeflücht oder
dergleichen. Aber sie gehen unter in der Menge, die die Welt
bedeutet, trotzdem sie möglicherweise auch dazugehören, wenn auch
nicht als Kopf sondern als Gleichwärtigen.

Was aber ein Wesensteil der „Welt“ ist, das ist die Halbwelt,
die ihr wie ein Schatten folgt und nicht zu ignorieren ist. Sie gibt
sich um eine Nuance diskreter hier als in der Friedrichstraße. Aber
sie gibt sich. Und es ist wunderbar, wie sehr Welt und Halbwelt
sich in einzelnen Dingen ähneln, wie leicht und sicher sie sich ver-
ständigen. Kann ein Wimpernzucken ist nötig und sie finden sich. —

So wiederholt sich in buntem Wechsel das Gleisende, und es
wird nur unterbrochen von vereinzelt Gestalten, die sich aufsteigend
verirrt haben und vorüberwandern.
Verirrt in diese Welt.

Vielleicht sind das „Vorwärts“-Leser?
Möglich.

Aber ihre große Masse?
Wo ist sie?

Ich zerbreche mir den Kopf:
„Alle Welt“ — „alle Welt“ . . .

Gehört die Arbeit nicht zur Welt?
Fünf vom Hundert — das wäre die Welt?

Und die anderen fünf und neunzig?
Das ist keine Welt?

Schaffen sie nicht an der Welt?
Hammern, hobeln, feilen, sägen, schneiden, schustern sie nicht?

Warum sind sie nicht hier?
Warum liegen sie nicht in der Sonne, plätschern im Wasser,
segeln auf der See, plaudern und lachen?

Und während ich darüber nachgrübe, kommt ein Kleiner, alter
weißbärtiger Herr, setzt sich zu mir auf die Bank und liest ein Buch.

Ich denke ich, Du gehörst auch nicht zur Welt. Dein Rad ist
ja nicht schlecht, aber Du hast ein Gesicht. Ein eigenes Gesicht, wo
etwas vom Leben drinleuchtet.

Und wie er aussieht und nachdenklich aufs Meer schaut, als
wolle sein Blick weit, weit in die Zukunft dringen, erblicke ich den
Einband des Buches.

Bebel's Memoiren liest er.
Liest sie andächtig und versunken und schaut über die Welt
hinweg. Ueber „alle Welt“, als wäre sie nicht da.

Und sie raucht, schwagt, lacht doch um ihn. —
Die „Welt“, die glaubt, daß sie die Welt sei.

Und ist nur ein wenig Schaum auf ihr wie dort der Wispel auf
den Wellen.

über Durazzo „regiert“ — von einem Regieren über Albanien kann man beim besten Willen nicht reden — ist wohl kein Tag vergangen, an dem die preussisch-albanische Regierungswelt nicht einen glänzenden Triumph erlebte.

Doch jetzt, kurz vor Tordeschlus, häufen sich die humorvollen Einlagen in geradezu beängstigender Fülle. Um seinen Kriegern seine Schuld zu erweisen, verließ der Mbret dieser Tage allen verwundeten Kombattanten die Tapferkeitsmedaille. Mads in germany. Doch der huldreiche Mbret ist gerade im besten Zuge und da kommt es auf eine Handvoll Noten nicht an. Wie bekannt, ist der albanische Heerführer Prenk Bib Doda, die letzte Hoffnung des Mbret, wie Schafleder ausgerissen, als er bei dem Zuge nach Durazzo auf die Küstländer stieß. Das hindert aber den huldreichen Mbret nicht, seinen mutigen Heerführer in einem Sendschreiben zu beglückwünschen, daß er seinen Rückzug so gut durchgeführt habe.

Nach der Komödie die Tragödie: Prenk Bib Doda ist gern bereit, sein teures Leben für seinen angesammlten Landesvater noch einmal aufs Spiel zu setzen. Wie er dem Fürsten mitteilen ließ, ist aber Barzahlung im voraus Bedingung. Der arme Mbret aber hat zwar Tapferkeitsmedaillen in Gülle und Fülle, aber leider kein Geld, und pumpen will auch keiner mehr. So wird ihm letzten Endes nichts übrig bleiben, als Durazzo zu verlassen und nach Hause zu gondeln, wo er über die Un dankbarkeit der Albaner beschauliche Betrachtungen anstellen kann.

Die streitbaren Krieger.

Der vielgepriesene Geist in den Kriegervereinen hat in der Domäne des ungelückten Königs von Preußen, in Hendekrug, zu einer recht drohenden gerichtlichen Auseinandersetzung geführt. Am 22. Januar nahm der Kriegerverein von Hendekrug eine Neuwahl seines Vorstandes vor. Sonderbarer Weise wurde der bisherige Vorsitzende des Vereins, der Landrat Dr. Peters, abgefragt und an seine Stelle der Amtsrichter Putzfarke gewählt. Das mußte den vom Thron Gestohlenen umso mehr erbittern, als er zur Feier des Tages in der Uniform eines Offiziers der braunschweigischen Husaren erschienen war. Getreu dem Wahlspruch aller Husaren: Immer feste druff! gab er in seinem Grimme dem ihm untergebenen Kreisassistenten G. — natürlich Kamerad — den nichtamtlichen Befehl: „Herr G., lassen Sie sich selbst im mer feste wählen, dann ablehnen, und wenn es bis morgen Mittag dauert. Sie können dann meine wegen drei Tage feiern. Bestellen Sie das auch Dehne.“ Dehne — natürlich Kamerad — ist als Kreisassistent gleichfalls Untergebener des Landrats Dr. Peters.

Die Aussicht, drei Tage feiern zu können, spornte begreiflicherweise den Ehrgeiz der beiden Kriegervereinskameraden an; sie trieben regelrechte Obstruktion und erreichten auch, daß die von dem Kreisassistenten G. getragene Versammlung erst um sechs Uhr morgens endete. Der Kommandeur des Kriegervereins, Amtsrichter Pfeil, sagte dem Kreisassistenten Dehne am Schluß der Versammlung noch einige von echt kameradschaftlichem Geiste besetzte Dankesworte für seine Obstruktion. Die Folge war natürlich, daß Dehne seinen Kommandeur — welche Disziplinwidrigkeit! — verklagte. Aber auch da fiel der Untergebene des Landrats hinein. Pfeil wurde freigesprochen.

Hoffentlich hat der Sturm im Wase Wasser, bei dem ein leidenschaftlicher Landrat die Rolle des Wogenpeitschers spielte, wenigstens das eine Gute gehabt, daß die beiden Obstruktionshelden auf allgemeine Kosten die drei Tage blau machten.

Strafen, die ihn nicht erreichten . . .

Wir leben in einem Rechtsstaate. Wenn der Preuze auch im allgemeinen über ein Uebermaß von Rechten nicht klagen kann, das eine fundamentale Recht war ihm bisher stets geblieben: die Zuversicht, bestraft zu werden, falls er irgendwie wider den heiligen Geist der altbewährten preussischen Ordnung verstößt. Selbst dieses fundamentale Recht des Angeklagten, bestraft zu werden, ist zurzeit arg gefährdet. Aus einigen Prozessen erwächst die Befürchtung, daß man dieser tröstlichen Zuversicht eines jeden angeklagten Sünders den Garau machen will.

Man will die Leute gar nicht im Gefängnis nachdenken lassen über hochverräterische Angriffe gegen den Militarismus; selbst dann nicht, wenn es sich erweisenemachen um sozialdemokratische Sünder handelt.

Hier ist der Hebel anzusetzen. Es muß feierlichst Verwahrung erhoben werden gegen den Versuch, zu verhindern, daß Angeklagte hinter schwebende Gardinen kommen! Im Namen der Menschlichkeit, im Namen der Gerechtigkeit fordern wir daher, daß nicht noch das letzte bishigen Recht, das auf Strafe, uns Sozialdemokraten genommen wird!

Krankenkassenkonferenz für Brandenburg.

Die Freie Vereinigung der Krankenkassen der Provinz Brandenburg trat am Sonntag zu ihrer diesjährigen (11.) Konferenz in Berlin zusammen. Vertreten waren 40 Kassen mit 165 986 Mitgliedern durch 109 Delegierte und zwar durch 29 Arbeitgeber, 61 Versicherter, 19 Rentanten. Die Verhandlungen leitete Simanowski. Berlin, Vorsitzender des Geschäftsführenden Ausschusses der Freien Vereinigung.

Den Geschäfts- und Kassenbericht der Verwaltung erstattete Simanowski. Im letzten Jahr hat besonders die Herzangelegenheit den Krankenkassenvorständen sehr viel zu tun gegeben. Mit den Apothekern ist bis Berlin und Borsote ein neuer Vertrag geschlossen worden. Die Kasse hat einen kleinen Ueberfluß ergeben. Ohne Debatte wurde der Geschäftsleitung Decharge erteilt.

Ueber die Reichsversicherungsordnung referierte Noblenger, Geschäftsführer der Allgemeinen Ortskrankenkasse Potsdam. Noch kann man kein abschließendes Urteil darüber haben, wie unter der Reichsversicherungsordnung die Arbeit der Krankenkassen sich gestaltet. Die Zahl der Kassen ist durch Zusammenlegung stark eingeschränkt worden. Einzelne Kassen haben die meisten Gemeinden so viel soziales Verständnis gehabt, keine Landkrankenkasse zu errichten. Die Einbeziehung der Dienstboten hat bei den Dienstverhältnissen viel Zustimmung gemacht, weil sie ihnen unbenommen ist. Referent erörterte sodann auch den Streit mit den Ärzten und das schließliche Einigungsschloß, das mit Hilfe des Reichsanzeigers des Innern zustande gebracht worden ist. Das Hauptinteresse wendet sich jetzt der Frage zu, wie man die Kriegskosten aufbringen soll. Die vor dem Friedensschluß von den Kassen als Nothelfer verwendeten Ärzte, mit denen lange Verträge abgeschlossen wurden, müssen abgelöst werden. Zur Ausführung des Abkommens wäre den Kassen bis auf weiteres pro Jahr die Zahlung von 5 Pf. pro Mitglied aufzuerlegen. Der Referent äußerte sich dann über die vielumstrittene Versicherung der

in der Heimindustrie beschäftigten Personen. Die Unterscheidung, ob der Beschäftigte innerhalb oder außerhalb einer Betriebsstätte arbeitet, sei zu vermeiden. Zum Schluß rief Referent zu einer Wiederberellung des engen Zusammenhalts, der früher unter den Kassen Berlin und der Vororte bestanden habe, aber seit Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung anscheinend in die Brüche gegangen sei. Er zielte dabei auf den „Koloß“ der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin. Ein einheitliches Handeln sei unter den jetzigen Verhältnissen notwendiger als je.

In der Diskussion lagte Stoltenberg-Berlin (Unterstützungsbund der Schneider) über Belastung der Zwischenmeister durch die Versicherung der Hausgewerbetreibenden. Obzwar werde die den Konfektionären aus den Auftraggebern zukommende Beitragsleistung abgemälzt auf die Zwischenmeister, die sie „auslegen“ müssen, sie aber nicht wiedererhalten. G. u. b. -Steglich (Allgemeine Ortskrankenkasse) wies darauf hin, daß dann die Zwischenmeister sich wieder durch Lohnkürzung schadlos zu halten suchen. Landtagsabgeordneter Fräßdorf, Vorsitzender des Verbandes der deutschen Ortskrankenkassen, empfahl gleich dem Referenten das Verzeckabkommen. Bei der Versicherung der Hausgewerbetreibenden werde man die Schwierigkeiten der Durchführung überwinden. Im Eingang seiner Rede betonte Fräßdorf die Notwendigkeit eines Anschlusses aller Ortskrankenkassen an den Verband, der jetzt rund 5 Millionen Mitglieder deutscher Ortskrankenkassen umfaßt. G. u. b. -Berlin (Ortskrankenkasse der Mechaniker) wandte sich gegen das Verzeckabkommen. Mit den Nothelfern hätte man auf andere Weise fertig zu werden versuchen sollen. Reichstagsabgeordneter K. Schmidt (Zentralarbeitssekretariat) stellte bezüglich der Versicherung der Hausgewerbetreibenden ein paar Grundfehler der Reichsversicherungsordnung und der Bundesratsverordnung fest. Leider ist nicht dem Auftraggeber die Meldepflicht auferlegt worden. Und leider ist für die Beitragsleistung der Zwischenmeister eingeschoben worden. Man hat die Großkonfektion vor Schereceien bewahrt und ihr eine Abwälzungsmöglichkeit geschaffen. Die Kassen haben jetzt die Schereceien und die Abwälzung trifft schließlich die Hausgewerbetreibenden. A. H. Cohn-Berlin (Allg. Ortskrankenkasse) schilderte die Schädigung der Kassen. Viele Zwischenmeister zahlen die Beiträge nicht, weil sie fürchten müssen, sie von den Großunternehmern nicht wiederzuerhalten. Daraus, daß der Zwischenmeister eingeschoben bleibt, haben die Kassen auch bedeutende Verwaltungskosten. Auf die Kassen ist eine Last gelegt, die schließlich doch von den Versicherten getragen werden muß. Zum Verzeckabkommen äußerte Fräßdorf folgende Bedenken wegen der Ungewißheit, wie lange die 5-Pf.-Leistung pro Mitglied dauern solle. Cohn-Berlin erwiderte, die Abfindung werde um so rascher durchgeführt werden, je mehr Kassen sich anschließen. Simanowski-Berlin empfahl das Abkommen, um Frieden zu schaffen. Fräßdorf erklärte, man müsse die Abfindung in anständiger Form erledigen, wenn man natürlich auch nicht übermäßige Summen daransehen wolle.

In der Abstimmung wurde der Beschluß, zur Durchführung der Verzeckabfindung den Kassenvorständen die jährliche Leistung von 5 Pf. pro Mitglied zu empfehlen, nahezu einstimmig gefaßt. Beschlossen wurde ferner für den Herbst eine Konferenz, die sich mit besonders wichtigen Fragen der Reichsversicherungsordnung — gedacht wird in erster Linie an die Heimarbeitfrage — beschäftigen soll. Einstimmig gebilligt wurde das Abkommen mit Berufsgenossenschaften über die von den Kassen zu leistende, auf drei Sechstel des Grundlohnes zu bemessende Entschädigung für das Heilverfahren.

Es folgte ein Referat von A. H. Cohn über: „Verwaltungsangelegenheiten nach der Reichsversicherungsordnung“. Aus der Praxis gab Referent eine Reihe Anregungen. Eine Debatte fand nicht statt.

Ueber die von dem Geschäftsführenden Ausschuss vorgelegte neue Satzung der Freien Vereinigung berichtete Simanowski. Sie wurde nach kurzer Debatte genehmigt. Die Freie Vereinigung der brandenburgischen Ortskrankenkassen schließt sich korporativ dem Hauptverband deutscher Ortskrankenkassen an. Zugestimmt wurde auch dem Antrag, die Zeitschrift „Die Ortskrankenkasse“ als offizielles Organ der Freien Vereinigung anzuerkennen.

Heute gehen die Verhandlungen weiter.

Spiel und Sport.

Die sechste Bundes-Regatta des Freien Ruderbundes

fand gestern nachmittag auf der alten Rennstrecke zwischen der Eisenbahnbrücke in Treptow und dem Restaurant Schwänenberg in Stralau statt. Die Bahnlänge betrug 1600 Meter. Trotz des nicht gerade angenehmen Wetters hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Auch die Ruderer waren dem Himmel für die dunkle Wolkendecke, die sie vor der in den letzten Tagen allzu freundlichen Sonne schützte, eher dankbar, als daß sie ihm deswegen gegnert hätten. Es wurde denn auch guter Sport geboten. Fast alle Rennen verliefen äußerst spannend. Die Vore liefen oftmals vom Start bis zum Ziel Nord an Nord. Der Ruderverein „Vorwärts“-Ober-Schöneweide trug aus neun Rennen nicht weniger als sieben erste Preise davon. Allerdings wurde dabei das Achterrennen für Junioren nur unter zwei „Vorwärts“-Mannschaften ausgefochten. „Collegia“-Spandau erhielt zwei erste Preise, die aber um so bemerkenswerter sind, als sie jedesmal von nur einem Boote des Vereins gegen starke Konkurrenz erobert wurden. Im Vierer für Anfänger fuhr „Collegia“ ein scharfes Rennen bis zum Schluß gegen drei Boote des „Vorwärts“ und zwei des Rudervereins „Freiheit“; im Doppelzweier für Junioren bestand „Collegias“ Konkurrenz aus drei „Freiheits“- und einem „Vorwärts“-Boote. Der Ruderverein „Freiheit“-Stralau vermochte einen ersten Preis nicht zu erringen, dagegen trug er vier zweite Preise davon. Auch dieser Verein schiedte also eine gute Mittelklasse ins Rennen. Unter den Zeiten war am bemerkenswertesten die des letzten Rennens, der Doppelzweier für Senioren. Das fiegende „Vorwärts“-Boote legte in diesem Falle die Rennstrecke in fünf Minuten und 17 Sekunden zurück und fuhr damit nur eine halbe Sekunde langsamer als vorher die Achter. Das Tempo fuhr nach seemannischem Maßstab über 10 Knoten; die Vierer zogen also mit der Geschwindigkeit eines nicht allzu langsamen Dampfers. Das ist um so bemerkenswerter, als die Regatta nicht mit Renn-, sondern mit soliden Tourenbooten, allerdings besser Konstruktion, gefahren wurde. Die Berliner Arbeiterruderverein haben damit gezeigt, daß sie sich neben jedem feudalen Ruderklub in ihren Leistungen sehen lassen können, obgleich sie nicht ein strenges Training hinter sich haben und obgleich sie dadurch gegen die amüsanten Amateurparagaphen der bürgerlichen Ruderei verstoßen, daß sie — Verbrechen über Verbrechen! — sich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Worauf sie im Gegensatz zu manchem Tagelöhner im vornehmen Schiff ebenso stolz sein dürfen wie auf ihre Ruderarbeit!

Die Wettkämpfe in Trebbin.

Bei den leichathletischen Wettkämpfen des 4. Bezirks in Trebbin wurden folgende Resultate erzielt: Beim Stadthochsprung wurde die beste Leistung von einem Mitgliede des Arbeiterrudervereins Berlin-Schöneberg mit einem Dreimeterhochsprung erzielt. Der Hundertmeterlauf wurde von Mitgliedern der Arbeiterrudervereine Ludenwalde und Lankwitz in 12 $\frac{1}{2}$ Sekunden zurückgelegt. Den Tausendmeter-Stafettenlauf gewann Schöne-

berg. Den Fünfhundertmeter-Stafettenlauf Ludenwalde. Den Wettkämpfen haben etwa 1000 Personen beigewohnt.

Fußball.

Alemania I gegen Stralauer Ballspielklub I, 5:1; Adler III gegen Sportklub Weichensee II, 7:1; Südstern I gegen Viktoria I, 6:1; Südstern II gegen Viktoria II, 4:0; Südstern, alte Herrenmannschaft gegen A. V. C., 2:10; Südstern 2. Jugend gegen Alemania 1. Jugend, 14:0; Neufuß-Preis II gegen Lichtenberg I, 8:3.

Fautball.

Eiche-Teigel 0 gegen Reinickendorf 0, 112:97; Eiche-Teigel II gegen Reinickendorf II, 69:52; Schönholz gegen Waidmannslust, 97:88; Schönholz gegen Waidmannslust, II. Mannschaften, 62:88.

Raffball.

Eiche-Teigel I gegen Reinickendorf I, 2:1; Schönholz gegen Waidmannslust, 1:2.

Aus aller Welt.

Ein ominöses Königsgeburtstagsgeschenk.

Aus irgendeinem Grunde hatte der Münchener Oberbürgermeister Dr. v. Borcht den Gedanken gefaßt, dem bayerischen König Ludwig III. zu seinem demnächstigen 70. Geburtstag ein Bombengeschenk aus den Taschen anderer Leute zu stiften. Flugs setzte er sich mit dem Ministerium in Verbindung und hier soll nun ausgemacht worden sein, einen Tafelauffatz im Werte von 110 000 bis 120 000 Mark anzuschaffen. Als in einer nicht offiziellen Zusammenkunft von Mitgliedern des bayerischen Städtetages und von Bürgermeistern, Herr v. Borcht seine Idee an den Mann bringen wollte, begegnete er vielen sauren Gesichtern und manches Bedenken wurde laut, ob die Gemeindeparlamente, die die einzelnen Anteile für die Kosten des Geschenks aus den Mitteln der Gemeinde bewilligen sollten, für eine Belastung der Steuerzahler für einen solchen Zweck zu haben seien. Schließlich stimmte man in einer offiziellen Zusammenkunft zu, um dem Münchener Oberbürgermeister keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, da dieser deutlich merken ließ, daß der silberne Aufsatze schon gezeichnet und bestellt sei. Nur mit Ach und Krach wurden in den Gemeinden die Anteile bewilligt, in einer Reihe von Gemeinden wurde die Beteiligung ganz abgelehnt.

Zu allem Unglück verlautet, daß sich König Ludwig III. dahin ausgesprochen haben soll, alle Geburtstagsgeschenke und Ehrungen, die nicht in Form von Stiftungen gemacht werden, abzulehnen. So bedrohen das dem Vorschichten Byzantinismus entsprechende Geburtstagsgeschenk große Gefahren. Das gescheiteste wäre, die Leuten machten die Beschlüsse ihrer gemeindlichen Körperschaften wieder rückgängig, griffen in den eigenen Beutel und zahlten die bis jetzt entstandenen Kosten. Ob sie wohl den Mut dazu aufbringen werden? Der Byzantinismus in Bayern hat sich mit dieser Sache einmal etwas weit vertriegen.

Bootskatastrophe.

Der Dampfer „Saxonia“ der Reederei Kunstmann in Stettin überannte in der Nacht zum Sonntag auf der Fahrt von Swinemünde nach Stettin ein mit vier Männern besetztes unbeleuchtetes Boot. Die vier Insassen fielen ins Wasser. Drei von ihnen ertranken, während der vierte mit Hilfe des beleuchteten Nachstrahlungsapparates, der ihm vom Dampfer ausgeworfen wurde, gerettet werden konnte. Die Leichen der drei Männer, die aus dem Dörfe Schwabach stammen, sind noch nicht gefunden worden. Der Unfall ereignete sich in der Dunkelheit bei regnerischem Wetter. Den Kapitän des Dampfers trifft keine Schuld.

Eisenbahnunfall in Holland.

Der von Amsterdam kommende Abendzug mit den Reisenden für den Dampfer nach Harwich hat am Sonntag auf dem Bahnhof von Hoek van Holland infolge Verzagens der Bremse den Brellbod überannt und ist in den Schallerraum hineingefahren. Zwei Personen wurden schwer, eine leicht verletzt. Von den Reisenden ist niemand zu Schaden gekommen.

Wetterausichten für das mittlere Norddeutschland bis Dienstagmittag: Ueberall ziemlich trübe. An den meisten Orten öfters Regen bei wenig veränderten Temperaturverhältnissen. Später im östlichen Küstengebiet langsame neue Aufheiterung.

Todes-Anzeigen

Am Sonnabend, den 4. Juli, verstarb nach langem Leiden meine liebe Frau und gute Mutter
Ella Wolff
im 29. Lebensjahre.
Dies zeigen tiefbetrübt hiermit an
Paul Wolff u. Tochter.
Die Beerdigung findet am Dienstag, den 7. Juli, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, vom 2. Schöneberger städtischen Friedhof, Blanke Höhe, aus statt.

Allen Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß am 4. Juli, nachmittags, meine liebe Frau, unsere gute Mutter
Anna Peters,
geb. Pohl,
sanft entschlafen ist. Dies zeigen tiefbetrübt an
Mag Peters und Kinder,
Orlitzer Str. 42.
Die Beerdigung findet Dienstag, den 7. Juli, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, von der Leichenhalle des Zentralfriedhofes in Friedrichstraße aus statt.

Sozialdemokratischer Wahlverein Tempelhof.
Den Mitgliedern zur Nachricht, daß unser Genosse, der Sattler
Hugo Strauss
im Alter von 23 Jahren verstorben ist.
Ehre seinem Andenken.
Die Beerdigung findet heute Montag, nachmittags 5 Uhr, von der Leichenhalle des Gemeindefriedhofes statt.
Um rege Beteiligung ersucht
Der Vorstand.

Allgemeine Orts-Krankenkasse Berlin-Lichtenberg.

Am 3. Juli verstarb unser Kassenbeamter Herr

Hermann Bröke

im 68. Lebensjahre.
Ehre seinem Andenken!
Wir verlieren in dem Verstorbenen einen aufrichtigen offenen Charakter, dem wir ein dauerndes Andenken bewahren.
Der Vorstand.

Militärische Umfassung.

Die Leitung der Regimentskapelle des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88 in Mainz hat den lokalen Vergnügungsvereinen folgende Mitteilung zugehen lassen:

„Für alle bereits abgeschlossenen oder späteren Engagements bitte ich ergebenst, die für sämtliche Militärkapellen erlassene Bestimmung, daß jede Kündigung des Spiels des Musikkorps oder einzelner Mitglieder desselben in sozialdemokratischen Blättern zu unterbleiben hat, zu beachten.“

Hochachtungsvoll
Jung, Obermusikmeister.“

Der Kleinliche Zweck, das Inzeratengeschäft sozialdemokratischer Zeitungen zu schädigen, wird die Parteigenossen ansparnen, den Ausfall durch umso eifrigere Abonnentenwerbung auszugleichen. Jeder neue Leser ist ein Kämpfer mehr gegen das terroristische militärische System, das den Kampf gegen sich selbst in dieser Art anregt.

Der Parteitag der Seine-Föderation.

Paris, 5. Juli. (Privattelegramm des „Vorwärts“.) Der sozialdemokratische Parteitag der Seine-Föderation nahm heute mit 364 gegen 58 Stimmen eine Resolution im Sinne des bekannten Antrags Vaillant-Kerim-Gardie an, nach dem bekanntlich in den Rüstungsindustrien im Falle eines Krieges Arbeitseinstellung erfolgen solle. Ferner machte der Parteitag die Jenaer Resolution über Elsaß-Lothringen zu der seinen. In dieser wird gesagt:

„Der Parteitag hofft, daß Regierung, Bundesrat und Reichstag Elsaß-Lothringen endlich die von seiner Bevölkerung verlangte volle republikanische Autonomie und staatsrechtliche Gleichberechtigung mit den übrigen Bundesstaaten gewähren und dadurch die im Interesse des Weltfriedens notwendige Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland erleichtern.“

Vaillant schlug unter allgemeiner Zustimmung vor, daß die französische und deutsche Delegation dem Internationalen Kongress in Wien gemeinsam diese Resolution der Internationale zur Beschlußfassung unterbreiten soll.

Chauvinistische Hehe.

Wien, 5. Juli. Das Wiener l. l. Teleg.-Korresp.-Bureau meldet aus Belgrad:

Dem „Rali-Journal“ zufolge hat die serbische Polizei Nachforschungen nach dem Komitatshi Ziganovic angestellt, gegen den der Verdacht laut wurde, daß er an dem Attentat gegen den Erzherzog Franz Ferdinand beteiligt gewesen sei. Die serbische Polizei habe von Ziganovic keine Spur finden können, sie sehe ihre Nachforschungen fort.

Das Blatt „Objekt“ bezeichnet die Gerüchte, daß die serbische Regierung zugestimmt habe, die Untersuchung über das Attentat von einem österreichischen Polizeikommissar auf serbischem Gebiet führen zu lassen. Das Blatt erklärt dazu, es könne nicht daran glauben, daß Belgrad den Stand und die Ehre erleben sollte, einem österreichischen Kommissariat untergeordnet zu werden. Das Blatt „Bellan“ bemerkt, daß das erwähnte Gerücht um so unfundierter sei, als ja gerade Oesterreich-Ungarn wegen Verfolgung Unschuldiger unter internationale Kontrolle gestellt werden müßte. Für österreichische Beamte und Soldaten gäbe es in Serbien nur einen Empfang: die Spitzen der Bajonette.

Das Geschrei der serbischen Chauvinisterei ist gewiß irrsinnig. Der Zweck aber, den die österreichischen Offiziere mit der Verbreitung dieser Aufschneidereien verfolgen, ist auch recht durchsichtig. Man scheint in Wien mit aller Gewalt die patriotische Hehe steigern zu wollen.

Die albanische Operette.

Durazzo, 5. Juli. Prenk Bibdoda ist mit etwa hundert Mann hier eingetroffen. Er verlangt zur weiteren Bekämpfung der Insurgenten 100 000 Frank. Die Insurgenten haben Starowo eingenommen und bedrohen Koriza.

Ein entlassener Gesandter.

Washington, 5. Juli. Präsident Wilson hat den amerikanischen Gesandten in Athen, Williams, aufgefodert, sein Rücktrittsgesuch einzureichen. Der Anlaß hierzu waren Neußerungen Williams über den Stand der Angelegenheit in Epidaur, worin er die Politik der Großmächte in Albanien heftig angegriffen hatte.

Die Wahlkomödie in Mexiko.

Washington, 5. Juli. Nach Meldungen, die aus Mexiko hier eingetroffen sind, hat Pedro Vascourain die größte Ausschicht bei den morgen stattfindenden Wahlen zum Präsidenten gewählt zu werden. Queria werde, so heißt es, als diplomatischer Vertreter Mexikos nach dem Ausland, wahrscheinlich nach Frankreich, entsandt werden.

Der elsass-lothringische Landesparteitag.

Sonnabendabend wurde in Straßburg der Parteitag der sozialdemokratischen Partei für Elsaß-Lothringen eröffnet. Anwesend waren 92 Delegierte, ferner der Genosse Partels vom Parteivorstand und die Sekretäre der benachbarten Bruderorganisationen aus Bayern, Württemberg und Baden. Aus dem Bericht des Parteisekretärs Huber geht hervor, daß die Mitgliederzahl, die im Jahre 1913 6229 betrug, im abgelaufenen Geschäftsjahre auf 7308, darunter 596 Frauen, gestiegen ist. Ebenso erfreulich ist auch der Kassenerfolg. Die Einnahmen der Landesliste betragen 7403 M., wovon allein nach Berlin 3772 M. abgeliefert worden sind. Dieser abgelieferte Betrag ist noch nie erreicht worden.

In der Diskussion über den Geschäftsbericht erklärte Genosse Partels, Berlin zu dem Antrag auf Schaffung eines Parteisekretariats für den Oberelsaß, daß der Parteivorstand heute schon zwei Sekretäre für Elsaß-Lothringen bestimme, daß er aber die Frage eines erhöhten Agitationsaufwandes wohlwollend prüfen werde. Der Antrag auf Schaffung eines Sekretariats wurde dem Landesvorstand zur Bestätigung überwiesen. Ein weiterer Antrag, Doppelmandate nicht zuzulassen, wurde vom Genossen Gammel als unpraktisch und für Elsaß-Lothringen nicht durchführbar bezeichnet. Der Antrag wurde nach kurzer Debatte dahin erledigt, daß man zur Tagesordnung überging. In der Abstimmung über die vorliegenden Anträge wurde ein Antrag angenommen, der besagt, der Landesparteitag möge dahin wirken, in Zukunft mehr über die Grundgedanken des Sozialismus als über politische Streit- und Zeitfragen gesprochen zu werden. In der Sonntagsvormittagsverhandlung wurde zunächst über den Antrag der Rühlhäuser Parteigenossen, beim Kaiserhoch und

auch beim Verlesen von kaiserlichen Handschreiben sitzen zu bleiben, debattiert. Genosse Partels gab folgende Erklärung für die sozialdemokratische Landtagsfraktion ab:

„Die sozialdemokratische Landtagsfraktion befaßte sich bereits vor zwei Jahren mit der Frage des Verhaltens beim Ausbringen eines Kaiserhochs im Parlament. Ausgehend von der Annahme, daß dieser Handlung eine politische Bedeutung nicht zukomme, überließ sie es jedem einzelnen Fraktionsmitgliede, nach eigenem Gutdünken, seinem eigenen Geschmaack entsprechend zu handeln. Nachdem aber die Regierung und mit ihr die bürgerliche Presse aus der Frage des Verhaltens der Sozialdemokraten beim Kaiserhoch eine Staatsaktion gemacht und das verschiedene Verhalten im Parlament dahin verstanden, daß die sich von ihren Seiten erhebenden oder sich aus dem Saal entfernenden Genossen damit der Kundgebung für den Monarchen zustimmen, während nur die im Saale sitzenden Genossen eine Gegenkundgebung veranlassen, erklärt die Fraktion, daß sie geschlossen jede monarchische Kundgebung ablehnt und auch in der Entfernung aus dem Saale beim Ausbringen des Kaiserhochs oder beim Verlesen einer kaiserlichen Botschaft eine Gegenkundgebung erblüht. Desgleichen lehnt die Fraktion ab, künftig einer etwaigen Auforderung des Präsidenten, bei einer solchen Gelegenheit sich von den Plätzen zu erheben, Folge zu leisten.“

Dieser Erklärung wurde einhellig zugestimmt.

Aus Groß-Berlin. Arbeiter-Sänger im Humboldthain.

Frühsummer. Noch leuchtet die Natur in frischen Farben. Noch sind die Tage der Rosen. Und daß sie voller glühen im grünen Laube, kam ein schwerer Nachregen; der wühlte den Staub von allen Blättern und Blütenkelchen, reinigte die Luft und erfüllte jedes organische Leben mit neuer Säftefreude. Dazu noch wars der erste Sonntag in den großen Schulfreien. Wie sie jauchzen, die kleinen und größeren Ab-Schützen! Verwehrte ihnen unerschuldete Armut, hinausfahren zu dürfen in die Sommerfrische, so wollen sie wenigstens der fernen Freuden genießen, die ihrer in den Volksparks warten. Dort tummeln sie sich nun, nicht brennende Hitze, nicht Gewitter, Regen scheuend, überrascht er sie einmal —

Heber den lichten Nasen sind
Nun wie zum Schrunde vom Morgenwind
Schimmernde Blüten hingestreut,
Sonntag ist heul!

Auf allen Gängen kribbelte und krabbelte es, als wir uns nachmittags der großen Wiese im Humboldthain näherten. Dann kam ein Mann und pflanzte mitten ins Grün ein — Bult auf. Und dann erschienen Männer, eine ansehnliche Schar. Die stellten sich dort hübsch im Halbkreis an. „Was war das nur? Wühlich hatten alle Spaziergänger begriffen. Und nun solltet ihr sie sehen: wie sie, Alt und Jung, Groß und Klein von allen Seiten quer über die Wiese eilten! Dem Männerchor „Gesundbrunner Harmonie“ entgegen! Denn er war, der allen hier ein Gesangskonzert zu geben gekommen war. Und bald erklangen nacheinander zehn jener herrlichen Volkslieder, deren Melodien schön wie junge Sommertage sind und nie sterben werden. Ringsum aber stand, Kopf an Kopf — die Kinderchen hübsch vorne — eine schäumende Menge auf mehrere Tausend angeschwollene Menge: Andacht in den Gesichtern, als wär die Wiese ein gewaltiger Dom, darüber der Himmel, regenwolfig und blau, wie es grade so war, sich als Dach wölbte. Und solch Wunder taten diese schlachten Vieder. Sie wuchsen wohl zu Symphonien an, die ungezählte Proletarierherzen höher klopfen machten. Man sah es an den glänzenden Augen der Kinder, man hörte es aus dem Schall ihrer Beifall klatschenden Händchen. Durchs Laub der Bäume, auf leichten Winden zogen die Melodien von dannen. Draußen am Hain vorbei rasselten Elektrische und Autobusse. Doch sie konnten nicht das Echo von jenen Gesängen in der Seele Tausender ertönen, deren Leben doch nur ein ständiger eintöniger Kampf ist. Dem alle Schönheit wohnt am liebsten beim Volke der schwieligen Hände.“

Ein Kohlenhändler von einem Gastwirt niedergeschossen.

Großes Aufsehen gab es in der Nacht zum Sonntag in der Brandenburgstraße 49. Dort befindet sich die Schankwirtschaft von Steh. In dieser erschien Sonnabend in später Stunde der 33jährige Kohlenhändler Fritz Richter, der mit seiner Frau und einem 17jährigen Sohn in der Brandenburgstraße 33 wohnt. Richter geriet mit Gästen in Streit, wurde aber von dem Wirt an die frische Luft geschickt, ehe er noch seine Drohungen, fällig zu werden, ausführen konnte. In seiner Wut über diese Behandlung eilte der Angestruckene nach seiner Wollermohnung, holte hier eine halbe Wagenladung und ging, von seinem Sohne begleitet, der noch ein Teil mitgenommen hatte, nach dem Lokal zurück. Als er nicht eingelassen wurde, schlug er, von seinem Sohne unterstützt, vier Fensterscheiben und die Türöffnung ein. Der Wirt eilte darauf auf die Straße, packte den jungen Richter, der gerade auf die Tür einschlug, am Kragen und warf ihn über den Damm. Jetzt türzte sich der Vater auf den Wirt, um diesen mit der Holzgange zu bearbeiten. Der Angestruckene wehrte jedoch den Schlag ab. Richter biß ihn nun so heftig in den Daumen der rechten Hand, daß die Wunde bis auf den Knochen ging. Der bedrängte Gastwirt sah sich schließlich genötigt, einen Revolver zu ziehen und auf seinen Gegner zu schießen. Er traf ihn in den Hinterleib und verletzte ihn so schwer, daß er hoffnungslos nach dem Krankenhaus am Urban geschafft wurde. In der Wirtschaft selbst war unterdessen auch eine Schlägerei entstanden, da mehrere Gäste für den Wirt, einige aber auch für den Kohlenhändler Partei ergriffen und dabei ihre Anschauungen mit Tätlichkeiten bekräftigten. Auf der Straße hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die noch bis in den frühen Morgen das Lokal belagerten und heftig über den Vorfall sprachen. Der Wirt wurde von einem Schuhmann nach der Wache geholt, nach Aufnahme des Tatbestandes aber wieder entlassen.

Ein Mordversuch?

Eine mysteriöse Affäre beschäftigt die Charlottenburger Kriminalpolizei. Sonntagsnachmittag wurde bei der Reinigungswache in der Kaiser-Friedrichstraße ein Mann von etwa 40 Jahren eingeliefert, der brennungslos war. Den Bemühungen des Arztes gelang es, den Bewußtlosen für einige Augenblicke wieder ins Leben zurückzurufen. Er erzählte, daß er mit seiner Braut einen Ausflug nach dem Genuwald gemacht habe und diese ihm dort Gift

ins Bier gegeben habe. Wer seine Braut ist, war aus ihm nicht herauszubekommen. Sie selbst gab er für einen Kunst-direktor Theodor Schmidt aus. In sehr bedenklichem Zustande wurde der Erkrankte nach dem Krankenhaus Westend gebracht.

Unglücksfälle beim Baden.

Trotz wiederholter polizeilicher Verbote und trotz der Tatsache, daß in diesem Sommer bereits über vierzig Personen beim Baden an verbotener Stelle den Tod in den Gewässern der Umgebung Berlins gefunden haben, ereignen sich doch immer neue Unglücksfälle. Drei Unfälle haben sich im Tegeler See zugegetragen. Der 34jährige Artist Trzebiatowski aus der Hamburger Straße hatte mit anderen Artisten in der Nähe der Scharfenberger Ede gebadet, und dabei vergnügte sich die Männer damit, sich gegenseitig unterzutunzen. Plötzlich verschwand T. in der Tiefe. Die Freunde glaubten, er wolle nur ein Taucherkunststückchen vornehmen und achteten nicht weiter darauf. Einige Zeit darauf wurde die Leiche des Ertrunkenen an die Oberfläche getrieben. Ferner erkrank ein unbekanntes, etwa 25 Jahre altes Mädchen, das plötzlich beim Schwimmen laute Hilferufe ausstieß und unter-sank. — Außerdem fand der Berliner Köwenstein in den Fluten des Tegeler Sees einen frühzeitigen Tod. L. war an einer gefährlichen Stelle ins Wasser gegangen und verlor auf einmal unter den Füßen jeden Halt. Noch bevor Hilfe zur Stelle sein konnte, war L. ertrunken.

Im Dameriksee erkrank am Sonntagsnachmittag der 40 Jahre alte Hausdiener Max Fröhlich aus Reußlin, Kaiser-Friedrich-Strasse. Fröhlich ging plötzlich vor den Augen der anderen Bediensteten unter. Seine Leiche konnte noch nicht geborgen werden.

Konfektionsmarder.

Eine zehnköpfige Einbrecherbande wurde von der Kriminalpolizei unschädlich gemacht. Seit dem Frühjahr dieses Jahres wurden die Konfektionsmarder, die für große Geschäfte arbeiten, arg heimge sucht. Während sie abwesend waren, drangen Einbrecher in ihre unbeaufsichtigten Wohn- und Arbeitsräume ein und stahlen fertige Herren- und Damensachen und auch Stoffe aller Art. Der Verdacht der Kriminalpolizei lenkte sich auf Männer, die im Konfektionsviertel wiederholt beim Abtragen halfen. Die Verdächtigen standen mit einem Mann aus der Gitschiner Straße in Verbindung. Dieser Mann hatte jederzeit Abnehmer für Konfektionswaren. Er unterhält ein Quartier, das die Kriminalpolizei schon öfter beschlagnahmt hat und fandte nun seine Quartiergäste auf den Einbruch aus. Die Spitzbuben trafen sich in Schankwirtschaften in der Gitschiner und Alten Jakobstraße, suchten von dort aus Lokale des Konfektionsviertels auf und kundschafte ten so die Gepflogenheiten der Schneider aus, um bei Gelegenheit bei ihnen einzubrechen. Die Kriminalpolizei ermittelte in den letzten Tagen zehn Täter und nahm gestern auch den letzten fest.

Von der Heugabel durchbohrt.

Ein ärztlicher Unglücksfall ereignete sich Sonntagabend in der sechsten Stunde in Charlottenburg im Hause Wismarstraße 28. Dort war der 22jährige Stallschweiger Bernhard Präfker mit dem Bladen von Heu beschäftigt. Auf unausgesehene Weise fiel er von dem Wagen herab und auf eine Heugabel, auf der er förmlich aufgespießt wurde. Auf dem Wege nach dem Krankenhaus Westend erlag der Bedauernswerte bereits seinen schweren Verletzungen.

Verbrüht.

Einen qualvollen Tod hat die 52 Jahre alte Witwe Minna Ulrich aus der Graf-Rodern-Allee 9 in Reinickendorf gefunden. Beim Kaffeekochen wollte Frau U. einen mit kochendem Wasser gefüllten Kessel vom Herd herunterheben. Der Henkel entglitt ihren Händen und der Kessel stürzte nieder. Die ganze kochende Flüssigkeit ergoß sich über den Körper der Unglücklichen, die vollständig verbrüht wurde. Bald nach der Entlieferung erlag die Witwe unter qualvollen Schmerzen den Brandverletzungen.

Die Kindesleiche im Müllkasten.

Ein Kindesmord ist am Sonnabendabend in Reußlin ent-deckt worden. Auf dem Grundstück Laubestraße 8 fanden Kinder beim Spielen in einem Müllkasten ein Paket, das die Leiche eines neugeborenen Knaben enthielt. Am Hals der Leiche waren deutliche Spuren früherer Eindringlinge sichtbar, ein Zeichen dafür, daß das Kind erwürgt worden ist. Der Leichnam wurde beschlagnahmt und nach dem Schauhause gebracht.

Unglücksfall eines unbekanntes Knaben.

Von einer Kraxeldroschle überfahren und getötet wurde am Sonntag an der Oberbaumbrücke ein unbekanntes, etwa 6 bis 7 Jahre alter Knabe. Der verunglückte Junge befand sich in Begleitung eines etwa vierjährigen Knaben, der auch keine näheren Angaben machen kann. Die Leiche wurde nach dem Schauhause gebracht, der Bierjährige in Schutzhaft genommen. Das tote Kind trug einen blauweiß gestreiften Wollanzug, einen blauen Sweater, eine blauweißfarbige Kapselkürze und dunkelbraune Sandalen.

Selbstmorde im Greisenalter.

In der Schwelle des Grabes haben ein Greis und eine Greisin Selbstmord verübt. In der Langestraße 17 sprang Sonnabend abend der 90 Jahre alte Almsenempfänger Friedrich Böllge in einem Anfall geistiger Unmündigkeit aus dem Fenster im dritten Stockwerk auf den Hof, wo er tot liegen blieb. — In der Linienstraße wurde Sonntagvormittag die 70 Jahre alte Witwe Luise K. in ihrer Schlafstube tot aufgefunden. Sie hatte sich aus Gram über den vor einem Jahr erfolgten Tod ihres Mannes, der Postassistent war, am Bettposten erhängt.

Unglücksfälle oder Selbstmorde.

Die Leiche eines jungen Mannes wurde gestern bei Baum-schulenberg aus der Spree gelandet. Der Tote ist etwa 20 bis 25 Jahre alt und 1,65 bis 1,70 Meter groß, hat blondes Haar, einen Anflug von Schnurrbart und ist besonders durch seine Tätowierung erkenntlich. Auf beiden Unterarmen hat er ein Rad tätowiert. — Vor einem Grundstück der Mühlentstraße wurde gestern die Leiche des Bootsmannes Otto Holzendorf gelandet. Ertrunken ist ferner der 17jährige Schiffsjunge Richard Kleber. Am Sonnabendabend hatte Kleber einen Kummelplatz aufgesucht und auch mehrere Lokale. Gegen neun Uhr fand der Schiffseigner seine Leiche unweit des Rahnes im Luisenstädtischen Kanal.

Letzte Nachrichten.

Ausland im Grubenrevier von St. Etienne.

Paris, 5. Juli. Aus St. Etienne wird gemeldet, daß im dortigen Grubenrevier augenblicklich 18 000 Beegleute streiken, während nur insgesamt etwa 3000 Mann gestern in die Gruben eingeschoben sind. In einer gestern von den Streikenden abgehaltenen Versammlung, der auch Delegierte der Grubenarbeiter des Steinbohlenreviers im Loiregebiet beizuhören, erklärten sich letztere mit ihren streikenden Kameraden solidarisch. Eine Deputation der Streikenden wird am Montag vom Präsesten empfangen werden. Von dem Ausgang dieser Unterredung dürfte es abhängen, ob der Streik beigelegt oder eine weitere Verschärfung erfahren wird.

In der Einheit liegt die Macht!

Wehrlos wäre die Arbeiterklasse, gäbe ihr nicht die Zusammenfassung ihrer Kräfte Stärke und Macht. Darum ist es Pflicht jedes Arbeiters, sich seiner

politischen und gewerkschaftlichen Organisation

anzuschließen, um aktiv und mit aller Energie teilzunehmen an dem großen Befreiungskampfe seiner Klasse.

Tretet ein in die sozialdemokratischen Wahlvereine, werdet Abonnenten des „Vorwärts“.

Beitrittserklärungen zu den Wahlvereinen werden entgegengenommen im Berliner Verbandsbureau, Berlin SW 68, Lindenstraße 2 I.

Bestellungen auf den „Vorwärts“ nehmen die Hauptexpedition, Berlin SW 68, Lindenstraße 69, sowie alle Filialexpeditionen entgegen.

Theater.

Montag, den 6. Juli 1914.
Anfang 4 1/2 Uhr.
Voigt-Theater. Das Ritternachtsmäddchen.
Anfang 5 Uhr.
Vossage-Theater. Rino-Varieté.
Potsdamer Naturtheater. Alt-Potsdam.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Metropol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.
Anfang 8 Uhr.
Hronia. In den Dolomiten.
Wetken. Das Rheingold.
Theater an der Weidendammer Brücke. Der milde Iphodor.
Schiller O. Der Traudthöcher.
Berliner. Sie sitzt im Rai.
Königsgräber Straße. Dr. Du.
Thalia. Wenn der Frühling kommt.
Rose. Der Überkönig.
Wintergarten. Spezialitäten.
Reichshallen. Eitelliner Säger.
Palast-Theater. Varieté und Lichtspiele.
Berliner Prater-Theater. Grigol.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Ricines. Der Kisch.
Theater am Rollendorfplatz. Der Jurbaron.
Lustspielhaus. Die spanische Fliege.
Kutien. Der milde gelbe Mohr.
Walhalla. Der Hund von Baskerville.
Sollies Gadrice. Die Leibschürerin.
Die Amordragoner. Das Bett Napoleons. Ah — da haun' ich.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Residenz. Die verfluchte Wiebe.
Admiralpalast. Am Langgott.
Eines Rollendorf-Theater. Das Ritual.
Sternwarte. Invalidenstr. 57—62

Heines Werke

3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Garderoben-Maus

Gr. Frankfurter Str. 116
bequemste Fahrverbindung

empfehl

Jedem Herrn

billiges Geld

Bestellungsliste

Beste Abonnements-Garderoben und zurückgebliebene Mass-Anzüge und Paletots von 10 M. aufwärts.

Extra-Abteilung: Neue eleg. Kleidung

Institut für Verleihung eleg. Gesellschafts-Anzüge

Berlin SO. 16, Engel-Ufer 5.
H. & P. Uder,
Tabak-Großhandlung und Tabakfabrik.
Spezialität: Nordhäuser Kautabak von
G. A. Manewacker, Grimm & Triepel.
Stets frisch zu den äußersten Engrospreisen.
Amt IV. 3014.



Fordern Sie

Engel-Marke

wenn Sie Flaschenbier kaufen, dann erhalten Sie das gewünschte „Engelhardt“

„Special Hell“

Lagerbier nach Pilsener Art



Raucht
Tag-Zigaretten

der
Tabakarbeitergenossenschaft
Stuttgart.

Qualitätsware

Einziges Arbeiterunternehmen der
Zigarettenindustrie Deutschlands.
Depot für Wiederverkäufer
Paul Horsch, Engel-Ufer 15
Gewerkschaftsbau.
Engroslager für Zigarren u. Zigaretten.

Sie laufen wie eine Biene,

wenn Sie unsere gestrickten Haus- u. Strohschuhe tragen.

Kein Brennen d. Füße, l. Schweißfüße, l. geschwoll. Gelenke, l. Krampfad., l. Venenentz., l. Hühneraugen, l. Blasen, l. Druck a. empf. hochlieg. Zehen, l. Wicht, l. Rheumatismus mehr; anschnieg., weich, elastisch, ausdünstungsfähig, Garantie l. sichere, dauernde Hilfe, auch i. b. verweirte Füßen, u. absol. Brauchbar, ungeschädigt, Schuhwerts. Tel.: 841-8252. Reichl. Lager in sehr warmen, mittelwarmen u. kühl. Strickarten, jeder Witterung form. jeder Gegend d. Nähe entsprechende. Muster. Preisliste fr.

Strickschuh-Fabrik
Winzer & Co., O., Krautstr. 52, Fabrikgeb. Hof 6. Aufg. Einzelverkauf: W., Potsdamer Str. 100, Rosenthaler Str. 59, Nähe Steinstraße. NO., Gr. Frankf. Str. 94, Nähe Markstraße. SO., Kottbus. Str. 21 I. Charlottenburg, Kantstr. 125, Nähe Leibnizstr. Hamburg, Kaiser-Wilhelm-Str. 3, Leipzig, Hauptstr. 17/19, Postlage Leberhof. Breslau, Reichstr. 42. Dresden, Bräuer Str. 22. München, Bahnhofspl. 4 II.

Der echte Kapitän-Kautabak ist nicht nur durch seinen feinen Geschmack allein so schnell beliebt geworden, sondern auch vom gesundheitlichen Standpunkt aus, denn jedes einzelne Stück dess. (10 Pfl.-Kollen oder Bündel) wird sauber verpackt zum Verkauf gebracht. Dieweil gerade hier gefündigt wird, bedarf wohl keiner Erörterung. — Verkaufsstellen überall, eventl. d. b. General-Vertr. C. Röcker, Berlin, Seilerweg 119. Tel.: Königl. 3861.

Spezialarzt

f. Geschlechtskrankheiten, Harnleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen.
Institute:
Dr. med. Karl Reinhardt.
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße.
Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr. Sprechst. 1/2, 11-2 u. 1/2, 8-1/2, 10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen: 11-1 Uhr.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorrügl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veraltetsten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institut während d. Sprechst. gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos. vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-Beher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.
Warnung (ohne Berufs-störung) nach neuester, erfolgreichster Methode. (Siehe Broschüre.)
Mikroskop. und chem. Blut- und Harn-Untersuchung.

35 Verkauf nur im Fabrikgebäude! 35

Sie sparen Geld! Wenn Sie
Möbel direkt in der Möbelfabrik
H. Walter Inh.: Willi Maaß, Brunnenstr. 35
kein Laden Tel.: Norden 5157

kaufen. Verkauf nur im Fabrikgebäude — eigene Tischlerei und Polstererei. — Auf Wunsch Teilzahlung.
35 — Permanente Musterzimmer-Ausstellung. — 35

Volgts Krampenburger
Berliner Alpen — Post Schmöckwitz
Berlins schönster Ausflugsort und anerkannt bestgeeignetes Wirtshaus zur Veranstaltung von Dampferpartien.
Neu! Täglich Dampfer-Extrafahrten von Neukölln, Kaiser-Friedrich-Straße und Wildenbruchbrücke.
Ab Berlin jeden Dienstag u. Freitag Brandenburger Ufer Stern-Gesellschaft.

Buchhandlung Vorwärts

Lindenstraße 69 (Laden)

Soeben erschienen
Paul Pilüger:
Der Sozialismus der israelitischen Propheten
Der Sozialismus der Kirchenväter
Preis 25 Pf.

J. Meerfeld:
Der Krieg der Frommen
Materialien zum Zentrumsstreit
Preis 40 Pf.

Führer durch das Familienrecht
I. Die rechtliche Stellung der Kinder, Ehegatten und Verwandten
(Legitimation der Kinder, Unterhaltungsansprüche der Kinder, Ehegatten und Verwandten)
Preis 30 Pf.



Mark
kosten die Bände der
Vorwärts
Bibliothek

Zu bestellen durch die
Buchhandlung Vorwärts
Lindenstraße 69
sowie durch alle Versand-
ausgabenstellen

Erstklassige Briketts
Michels
M. 7. 40 f. 1000 Stück,
Riesenformat 7, Halbsteine
M. 0.73 f. 1 Zentner, feinst.
Brennholz billigst.
Michel-Brikett-Vertrieb
Neukölln,
Knebebeckstr. 148.
Telephone: 1610 u. 2133.

Monats-Garderobe!
Unübertrefflich billiger
Verkauf von hohen Herr-
schaft, Kavalieren, Rei-
senden abnormiert Herren-
moden, sehr wenig getrag-
ter, erstklass. Verarb. von nur
echten Stoff, teils von Hof-
schneidern und auf Seide,
speziell für starke Herren.
Adolf Rosenberg, Berlin,
61, 1 Tr., nahe Hallesch. Tor

Das gute Kiebeck Bier

Verantw. Redakteur: Alfred Scholz, Neukölln. Inzeratenteilverantw.: Th. Wiese, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts-Druck u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. Hierzu 1 Beilage.